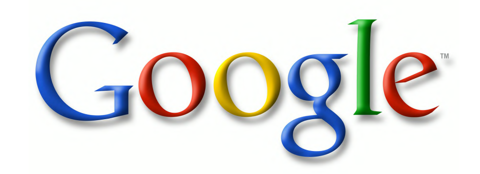
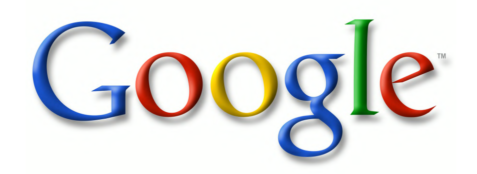
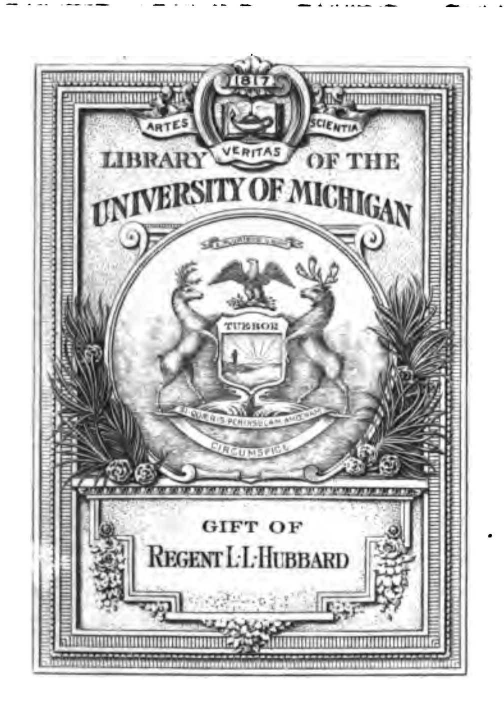
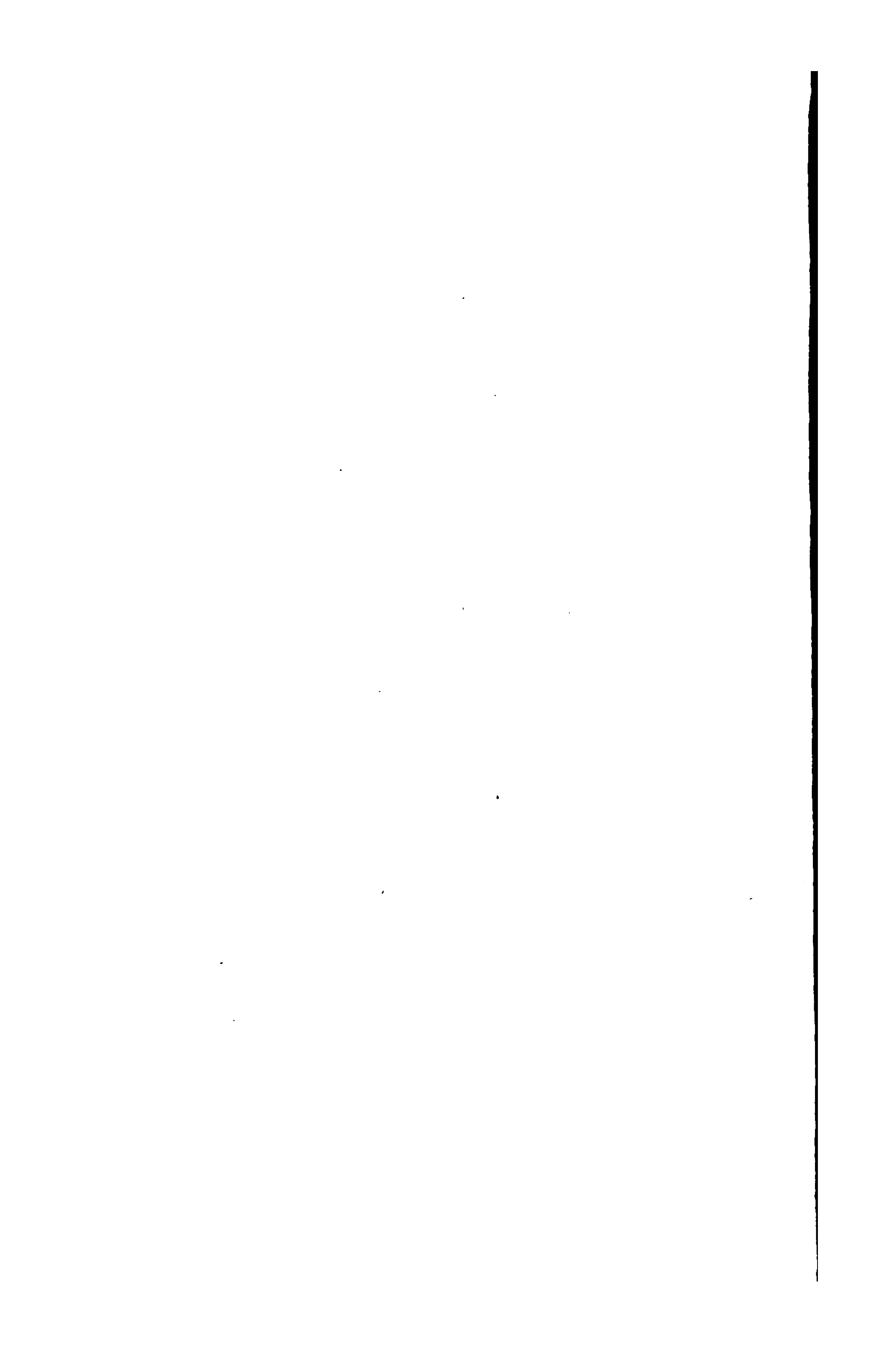





1817
ARTES
VERITAS
SCIENTIA
LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
TUEBOR
CIRCUMSPICE
GIFT OF
REGENT L. L. HUBBARD





Felix Speiser.

Reiseeindrücke in Amerika.



Separatabdruck aus dem Sonntagsblatt der Basler Nachrichten.

Reiseeindrücke in Amerika.

Von

Dr. Felix Speiser.



Separatabdruck aus dem Sonntagsblatt der Basler Nachrichten
der Nummern 14—22 vom 5., 12., 19., 26. April und
3., 10., 17., 24., 31. Mai 1908.

Wenn man bei der Beurteilung einer Stadt das in Betracht zieht, was sie einst sein soll und nicht nur das, was sie ist, so wird Washington wohl zu den schönsten Städten gerechnet werden dürfen.

Wohl ist es schon jetzt die hübscheste der amerikanischen Städte, trotzdem kann es sich kaum mit irgend einem bekannteren Orte Europas vorteilhaft vergleichen. Wir sehen natürlich ab von dem Glorienschein uralter Vergangenheit, der manchen dürftigen Ort der alten Welt vergoldet, wir beurteilen das Bild der Stadt, so wie es sich dem vorurteilslosen Auge bietet. Es tritt dabei ein Vorzug zutage, der Washington über alle seine amerikanischen Schwestern und über die meisten Europas emporhebt, und das ist seine Anlage. Nicht der Notwendigkeit seinen Ursprung verdankend und keinen direkt materiellen Zwecken dienend, ist es eine künstliche Schöpfung, die als eine solche sich merkwürdig lebenskräftig entwickelt hat.

Auf regelmäßig geformtem Hügel steht das Kapitol und auf diesen Punkt hin ist die Stadt orientiert, indem von dort nach allen Richtungen breite Alleen ausstrahlen, geschnitten von Straßenringen,

deren Mittelpunkt das Kapitol ist. Durch dieses Netz ist ein rechtwinkliges System gezogen, so daß sich die mannigfaltigsten Straßenkreuzungen ergeben, die in erfreulichem Gegensatz stehen zur Straßenkreuzung anderer amerikanischer Städte, welche unfehlbar beglückt sind mit zwei Trinkstuben, einer Apotheke und einem Coiffeurladen.

Das Kapitol selbst wird kaum auf den ersten Blick sympathisch berühren, denn es ist kein einheitlicher Bau, entbehrt der harmonischen Wirkung und trotz seiner Größe des überwältigenden Eindrucks, wohl wegen der etwas aufdringlichen Außendekorationen, besonders an der Kuppel, welche die großen Linien und ihre prachtvolle Silhouette nicht zum Ausdruck kommen lassen.

Unvergleichlich ist aber seine Lage. Von den umgebenden Anlagen führen zwei monumentale Steintreppen in den Park hinab, der als breiter Streifen die Stadt nach Osten durchschneidet und von der hohen Terrasse schweift der Blick über grüne Wiesen, bis er an dem kolossalen Obelisken haftet, dessen weißer Marmor weit in den klaren Himmel hineinschneidet. Einsam steht dieses Denkmal auf einer Wiese, das wirkungsvollste Gleichnis der dankbaren Bewunderung, die dieses Amerika seinem Schöpfer, Washington, zollt.

Doch am Rande des Parkes blitzt überall weißer Marmor auf, es sind schimmernde Gebäude, von denen in wenig Jahren der Park ganz eingeschlossen sein wird. In zwei imposanten Reihen führen sie

vom Kapitol bis gegen das Weiße Haus, den zweiten Hauptpunkt der Stadt. Diese Bauten sollen die Ministerien und die vielen wissenschaftlichen Institute beherbergen, die in Washington ihren Sitz haben und beim Anblick derselben hat man den angenehmen Eindruck, daß nicht gespart werde. Die Geräumigkeit, mit welcher alles geplant, das kostbare Material, in dem gearbeitet wird und die schwere Architektur legen den Gedanken nahe, daß hier etwas geschaffen werden soll, das die Bewunderung der Welt sich erzwingen kann, ohne auf graues Alter pochen zu müssen. Es soll eine Marmorstadt erstehen, würdig des riesigen Reiches, dessen Regierung sie beherbergt.

Diesen Eindruck unterstützt das behagliche Treiben in den Straßen, das eher an einen Kurort, als an eine amerikanische Stadt mahnt. Keine Hochbahn, kein Lärm, kein Rauch und kein Hetzen, nein, alles bewegt sich ruhig und vor jedem Wirtshause stehen Gruppen wohlgenährter Tagediebe, die mit Gleichmut die vielen eleganten Equipagen mustern und vor den reichen Schaufenstern steht eine kauflustige Menge.

Nur die merkwürdig zahlreichen Neger erinnern an Amerika. Aller Art sind sie, schön und häßlich, sauber und schmutzig, dunkel und hell. Was sie tun ist rätselhaft. Fühlen sie sich vielleicht in der persönlichen Nähe des Präsidenten sicherer als anderswo? Ob es ihnen auch ergehen wird wie ihren ärmlichen Quartieren, durch die rücksichtslos neue

Straßen gezogen werden, die alles zerstören, was in ihrem Wege liegt. Ueberall trifft man auf derartige Trümmerfelder, wo das Alte und Dürftige unbarmherzig dem Neuen, Prachtvollen weichen muß.

Aber durch diese Straßen trifft der Blick immer wieder auf das Kapitol, das auf der Höhe thronend den Hintergrund bildet mit seiner spitzen Kuppel und je öfter man es sieht, je überraschender und kürzer, umsomehr prägt sich seine elegante Form dem Auge ein und umso angenehmer und schöner wirkt es auf das Gemüt, bis der widerstrebende Verstand sich zuletzt ergeben unter die Macht dieser merkwürdigen Silhouette beugt und dem Bauwerke die Herrschaft zuspricht, wenn es wie eine Graalsburg golden in der Abendsonne erstrahlt.

Darum steigen wir am nächsten Morgen wieder hinauf auf die Terrasse und in den leichten Morgennebel malen wir uns das Bild, wie es einst sein wird, wenn die gewaltigen Pläne ausgeführt sind.

Dann wird eine breite Allee vom Fuße der Freitreppen zum Obelisken und weiter bis zu den waldigen Ufern des Potomac führen und reiche Anlagen werden das Kapitol umgeben, wie in Versailles. Doch statt der Trianons wird der Park viele Marmorpaläste einschließen, in denen regiert und in welchen die Wissenschaft dem Lande dienstbar gemacht wird, ein modernes Versailles.

Und wenn einst jene Paläste vollendet sind, die alle demütig vor der stolzen Kuppel des Kapitols zurückstehen, dann wird vielleicht mancher Ameri-

kaner auf der Terrasse stehend, die Allee entlang in die Ferne blicken und selbstbewußt sich sagen, daß hier das Centrum der Welt sei.

* * *

Von Washington nach Westen fahrend, durchschneidet man die ganze Breite des nordamerikanischen Kontinents, der, sehr einfach gebaut, an landschaftlichen Bildern wenig Mannigfaltigkeit bietet. Zwei Gebirge ziehen sich von Norden nach Süden, im Osten die niederen Alleghannies, im Westen die Rocky Mountains und diese schließen die ungeheure Ebene des Mississippibeckens ein.

So übersteigt die Bahn erst die runden, weichen Hügel der östlichen Bergkette, die in ihrem Charakter stark an die Vogesen erinnert. Auch dürfte das Klima und die Vegetation eine ähnliche sein, wenngleich die Temperaturschwankungen hier wie auch in der Ebene sehr beträchtlich sind, indem strenger Winter einen sehr heißen Sommer ablöst.

Von der Höhe des Gebirges wendet sich die Bahn sachte zur Ebene. Erst durchfahren wir Petroleumdistrikte, in denen ganze Ortschaften mit natürlichem Gase beleuchtet werden, dann wird die Gegend ebener, so daß in schnurgerader Linie der Zug durcheilen kann. Die Landschaft wird eintönig, stundenlang führt der Weg durch das Mittelland, das stellenweise so flach ist wie ein künstlich geebneter Platz, von zahlreichen Bauernhöfen belebt; doch dringt der Blick selten ins Weite, weil zahlreiche Gehölze den Horizont verdecken.

Wir halten an einzelnen Ortschaften, oft sind sie kaum mehr als ein Stationsgebäude, oft beträchtliche Flecken. Sie sind merkwürdig, diese amerikanischen Landstädtchen, denn meistens sind sie nur eine Ansammlung von Holzhütten und es scheint ihnen insofern die Daseinsberechtigung zu fehlen, als durchaus kein Grund einzusehen ist, warum sie gerade hier und nicht 10 km weiter stehen, denn die Gegend ist hier gerade so wie anderswo und es ist keine Veranlassung anzunehmen, daß dieser Platz hier sich irgendwie besser zu einer Städtegründung geeignet habe als ein anderer.

Aber da stehen sie nun einmal und wollen als Städte gewürdigt werden und in einigen Jahren sind es vielleicht Großstädte, wenn schon bis jetzt nur der Bahnhof, die Kirche und das Wirtshaus aus Stein gebaut sind. Aber breite Alleen laufen senkrecht zur Bahn, weit hinaus ins Nichts, und rings um den Ort ist schon die ganze Landschaft eingeteilt in Straßen, Avenuen und Plätze, womöglich alle schon benamst. So kann man einen Kirchplatz, eine Centerstraße, einen Broadway finden auf freiem Felde, wo einstweilen noch die Kühe weiden. Ich stelle mir vor, daß die meisten dieser Orte ihren Ursprung in einem Wirtshause hatten und bilde mir ein, daß es für einen jungen Wirt ein stolzes Gefühl sein muß, sich in 200 Jahren in Stein gehauen als Munatius Plancus vor dem Rathause zu denken.

Eine angenehme Unterbrechung der Fahrt bildet

St. Louis, die Hauptstadt des Mississippibeckens, angenehm insofern, als man gezwungen ist, den Wagen zu verlassen und auf Anschluß zu warten. Ein Problem ist es allerdings, sich in diesem prosaischsten aller Orte die Zeit zu vertreiben. Als gewissenhafter Reisender begibt man sich natürlich zur großen Mississippibrücke, an der aber durchaus nichts Nennenswertes zu sehen ist, trotzdem sie im Bädeker einen Stern hat, und so retten wir uns denn wieder in unser legitimes Heim, den Bahnhof. Erwähnenswert sind an demselben die Spucknäpfe, gewiß die größten der Welt; das ist ja gewiß etwas, was der Betrachtung wohl wert ist. Es sind eiserne Cylinder von der Größe ansehnlicher Petrolfässer, rot angemalt, aber dennoch sind sie nicht imstande, alle Geschosse aufzufangen. Leider nur zu viel verfehlt sein Ziel. Sie werden alle Stunden von einem Neger entleert.

Möglichst bald verlassen wir diesen Ort des Entsetzens und gelangen in 10 Stunden nach Kansas City, wo die Hauptlinien der Bahnen von Chicago und vom Osten sich vereinigen, dann fahren wir in die unermeßlichen Weidegründe des eigentlichen Westens ein. Endloses, sanft gewelltes Wiesenland, spärlich bewohnt, eintönig und doch höchst reizvoll, weil die kleinen Erhebungen und Furchen das Bild fortwährend verändern, es bald vertiefen, bald verflachen und dem Auge Probleme stellen, indem es, die mannigfaltigen Linien bis an den Horizont verfolgend, über dessen reiche Formen sanft hinweg-

gleitet, wie die Hand über Sammet. Nicht zu sprechen von dem unablässigen Farbenspiel, das die Ebene mit immer neuen Reizen bedeckt.

Und wenn wir uns noch nicht satt gesehen haben an dem einfachen Bilde aus Himmel und Erde, ersteigt der Zug ein Plateau und aus dem Horizonte tauchen die schneeigen Gipfel der Rocky Mountains auf. So ganz anders als die Steppen bauen sie sich auf, beinahe ohne Vorberge, wie eine Mauer, aus deren Mitte der mächtige Pikes Peak als Eckturm ins Land herausragt.

In dieses Hochgebirge führt der Weg, mühsam steigen wir zum Ratanpaß hinauf (ca. 2600 m) durch eine wilde, steinige Landschaft. Die schrankenlose Steppe liegt unter uns und auf den dürren Halden treibt sich ärmliches Vieh umher. Auch sehen wir keine menschliche Wohnung, bis uns oben auf der Wasserscheide das laute Treiben eines Minenlagers überrascht. Noch vor wenig Wochen war hier Einsamkeit, nun stehen Kesselhäuser da zum Betriebe der Dampfbohrer und um diese eine Zeltstadt, deren schmutzige und wild aussehende Bewohner den haltenden Zug umstehen. Es muß ein ungemütliches Leben sein in diesen Zelten, über denen die feuchte Winterluft hängt und um die der Schnee in Haufen liegt. Dann muß auch schon sehr viel Gold erbeutet werden, wenn alle hier befriedigt werden sollen.

Wir fahren vergnügt in das breite Hochtal von Neu Mexiko hinunter, dem Hange desselben nach

Süden folgend. Es ist ein wenig bewohntes Weide-
land. Daß die Spanier bis hierher drangen, er-
kennen wir an der Bauart der Häuser, an den
Ortsnamen an dem mehr romanischen Charakter
der Bevölkerung, unter der wir zum ersten Male
den dunkelfarbigen, indianerhaft aussehenden Mexi-
kaner unterscheiden können, mit seiner Vorliebe für
den hohen, spitzen und breitrandigen Strohhut.

Nachdem wir zwölf Stunden lang dem Tale ge-
folgt sind, wenden wir uns bei Albuquerque, einem
der bedeutendsten Orte der Gegend, nach Westen
und erklimmen, wieder die südlichen Ausläufer des
Felsengebirges durchschneidend, eine Höhe von
2000 m. Wir gelangen auf eine Hochebene, überall
umschlossen von Bergketten, während aus der Ebene
selbst sich abenteuerlich geformte Hügel erheben.
Hiermit sind wir in einer der wildesten Gegenden
des Westens angelangt. Außer den kleinen Stations-
gebäuden und einsamen Dörfern sehen wir auf der
sandigen Prairie nur etwa Vieh, welches das harte
Gras abweidet, das in der wasserarmen Gegend
gedeihen kann. Häufig liegen tote Tiere in der
Nähe des Geleises, von Prairiewölfen umschlichen,
die vor dem Zuge scheu sich zurückziehen.

Doch steigen wir weiter, und je höher wir kommen,
desto grüner wird das Land. Das kurze Gras
macht niederem Knieholz Platz, dieses geht über in
einen lichten Föhrenwald, in dem zahlreiche Säge-
reien arbeiten. Hier passieren wir die kontinentale
Wasserscheide.

Beim Abwärtsfahren treten wir nochmals in das Steppengebiet ein und bemerken zahlreiche kleine Cannons, welche die Ebene durchfurchen. Es sind dies kleine Wasserläufe, die sich tief in den Sandboden einfressen mit beinahe senkrechten Wänden; einen bedeutenden Seitenarm des großen Cannons, den Cannon Diablo, überschreiten wir mit der Bahn, um dann langsam gegen die Pacifische Küste hinunterzurücken.

Ich verließ in Ash Fork die Hauptlinie. Ein scharfer Wind jagte Schneeflocken an die Wagenfenster, als ich abends abfuhr, doch als ich am nächsten Morgen erwachte, schien warme Sonne auf ein sauberes Städtchen, dessen Häuser von Palmen umrahmt waren, zwischen denen blühende Rosenbüsche stunden, und helle Orangen leuchteten aus dunkelm Laube hervor. Das brachte mich in jene leichte Stimmung, in der ein Gemüt, in Ermangelung eigener Verse, fremde Worte singt, die plötzlich nach langer Vergessenheit sich heftig der Seele aufdrängen.

So wanderte ich denn am frühen Morgen zum Städtchen hinaus auf einen Hügel und ließ meine durstigen Blicke gleiten über ein liebliches Tal, von zackigen blauen Bergketten umgeben, durchschlängelt von einem Strome, dessen Ufer in saftigem Grün schwellten.

Ich war in Phönix, der Hauptstadt Arizonas, im Salt River Tale, einer jungen Stadt, jung wie alles in Arizona, was an europäische Kultur und

Civilisation erinnern kann. Arizona ist wohl derjenige Teil der U. S., welcher unverdienterweise noch am wenigsten entwickelt ist, trotzdem es gewiß einer jeden Industrie fruchtbaren Boden bieten kann. Im Norden Gebirge mit unermeßlichen Weidegründen, in den Vorbergen reiche Erzlager, in der Ebene ein herrliches Klima, ist es ein Land, das nicht nur den Erwerbsuchenden, sondern auch den Reisenden in hohem Maße interessieren muß.

Was die Aufschließung dieses vielversprechenden Gebietes erschwert, ist in erster Linie der Wassermangel. Infolge der südlichen Lage des Gebirges beginnt die Grenze des ewigen Schnees erst in großen Höhen und wenn auch Arizona an bedeutenden Erhebungen reich ist, tragen doch die wenigsten derselben während des ganzen Jahres Schnee und das Land ermangelt deshalb der unerschöpflichen Wasserquellen, welche uns die Alpen schenken.

In der Schneeschmelze des Frühlings läuft das Wasser, ohne Widerstand zu finden, an den beinahe kahlen Berghalden herunter, sammelt sich zu reißenden Strömen, die, sich tief in die Ebene einfressend, die Cannons bilden, oder sie durchfluten wochenlang Täler, durch die im Sommer nicht ein Tropfen Wasser fließt, und überführen sie mit Sand. Der sehr spärliche Regenfall ist nicht imstande, auf dem Boden bleibende Vegetation hervorzurufen, so daß der größte Teil des Landes Wüste ist, oder doch war, denn die Regierung bestrebt sich, durch sorgfältiges Irrigationssystem dem Boden einen dauern-

den Vorrat an Wasser zu verschaffen und es ist erstaunlich, in welch williger Weise das Land auf Bewässerung reagiert.

Eine solche Bewässerungsanlage ist der Roosevelt-Damm, durch den ein Tal abgeschlossen und so befähigt wird, in einem riesigen künstlichen See die Wassermengen zu sammeln und zu bewahren, die bis anhin als unbezähmbare Ströme viele Kulturen zerstörten, wie z. B. der Salt River, an dessen Ufern Phönix liegt; im Winter ist er ein seichter Bach, doch zeigen weite Sandfelder an seinen Ufern die Größe, welche er bei der Schneeschmelze erreichen kann. Aber an diese Sandwüsten schmiegen sich grüne Streifen saftiger Felder und duftender Orangen-Plantagen, schmale Kanäle leiten an vielen Orten das lebenspendende Naß in die Wüste hinaus, die wie ein Meer die lachenden Ufer umgibt, stellenweise tief sich in den grünen Teppich hineinfrißt. Doch auch in dem Meer der Wüste sind Inseln saftigen Grüns, aus deren Mitte das weiße Windrad eines Pumpwerkes hervorragt. Aus bis 270 Fuß tiefen Schachten wird Grundwasser gepumpt, das in kleinem Umkreise Ackerbau ermöglichen kann.

Phönix leistet sich den Luxus, drei Zeiten zu haben. Zwei Eisenbahnzeiten sind eine Stunde verschieden und zwischen beiden liegt die eigentliche „Stadtzeit“. Die notwendige Folge dieses Zustandes war, daß ich meinen Zug verfehlte und bis zum Abend warten mußte, denn auf jener Strecke verkehren täglich nur zwei Züge. Das gab Gelegenheit, mit

Muße das mir neue Treiben in den Straßen der Stadt zu beobachten und an Unterhaltung fehlte es nicht.

In Phönix, als Centrum des weiten Gebietes, tauschen sich alle Werte aus, die das Land ringsum produziert. Mehrere Banken verschaffen Unternehmern Geldmittel; zu Pferde kommt der Farmer an, um seinen Gewinn zu deponieren. Er koppelt seinen Gaul an einen der vielen Pfosten, die überall vor den Häusern eingerammt sind. In langen Reihen stehen die Pferde in den Straßen, eine mannigfaltige Sammlung, vom hochblütigen Traber bis zum kleinen, struppigen Indianer-Pony, einige lassen wie schlafend die Köpfe hängen, andere reißen an den Stricken, beißen und schlagen. Arbeitslose Schafhirten und Minenarbeiter stehen an den Straßenecken und verhandeln die Preise der Pferde oder mustern die leichten Wägelchen, mit denen die Landleute für ihre Einkäufe zur Stadt fahren. Durch das Gedränge trabt der Cowboy, mit Verachtung von seinem starkknochigen Tiere auf die „Städter" herunterschauend. Er kommt sich vor als Herr der Situation und verachtet die weichlichen Menschen, die in Häusern schlafen, und verkehrt höchstens mit dem Goldsucher, der in hohen Schnürstiefeln von einem Agenten zum andern geht.

Um diese typischen Figuren schleicht die zähe Maße der professionellen Faulenzer: Neger, Mexikaner und Weiße, immer am Platze wenn „etwas los ist", immer bereit auf irgend eine dunkle Art

Geld zu verdienen, sonst auf den Trottoirsteinen sich sonnend und Cigaretten drehend.

Die Trinkstuben sind immer besucht; vor den Läden, die „General Merchandise" führen, stehen schwere Wagen und Packpferde. Cowboys und Goldsucher kaufen sich dort die Vorräte für ihre monatelangen Reisen; Vieh wird vorbeigetrieben, dann und wann reißt sich ein Pferd los und verbreitet momentane Aufregung und wie Menschen aus einer andern Welt wandeln Indianer durch die Straßen und betrachten aufmerksam, aber gefühllos das ihnen im Innersten fremde Treiben.

Die kalten Nächte aber lassen die Straßen vereinsamen, ein Pferd nach dem andern wird losgebunden und in scharfem Galopp klappern die Reiter die Straße entlang in die Nacht hinaus, um 8 Uhr ist die Stadt wie tot, nur in den Trinkstuben wird noch eifrig Poker gespielt, um hohen Einsatz.

Ich verlegte meinen Wohnort nach Tempe, einem größeren Dorfe, 9 Meilen (1 Meile = 1,6 km) östlich von Phönix, nahm ein Zimmer in einem Hotel, das keine Bezahlung verlangt an Tagen, an denen die Sonne nicht scheint. Man täte nicht gut, hierdurch auf bedeutende Ersparnis zu rechnen, denn in dem herrlichen, trockenen Klima herrscht die Sonne jeden Tag und erlaubt nur kurze Sprühregen. Wie in vielen Hotels im Westen konnte man keine Mahlzeit im Hause selbst haben und war auf die Gelegenheiten im Orte angewiesen und diese Gelegenheiten werden meistens von Chinesen geboten, so

daß das chinesische Restaurant, nebst dem „Baarroom“ und dem „General Merchandise Store“, die typischen Erscheinungen eines westlichen Dorfes sind.

Man glaube aber nicht, daß man in jenen Restaurants Regenwürmer und Haifischflossen vorgesetzt bekomme, nein, es ist die gewöhnliche amerikanische Küche, die gepflegt wird. Nur hat alles den gleichen Geschmack, sei es Kalbfleisch oder Eierkuchen, und alles zeichnet sich durch hervorragende Unverdaulichkeit aus. Aber die eiserne Notwendigkeit hilft über die Schwierigkeit weg und wenn der pfiffige Kellner mit gewinnendem Grinsen und schnalzender Kopfstimme nach dem heutigen Befinden frägt und ob man Tee oder Kaffee wünsche, bekommt das Ganze eine gewisse Romantik, durch die auch ein sehr zähes Stück Rindfleisch an brauner Chinesensauce genießbar wird. Wenn man gar 5 Cents Trinkgeld gibt und dafür einen vehementen Ausbruch chinesischer Dankbarkeit erleben darf, ist man vollauf befriedigt und kann das Lokal verlassen mit dem Gefühl, ungefähr auf die Hälfte seiner Kosten gekommen zu sein und einen Menschen glücklich gemacht zu haben. Doch lange dauert dieses Interesse auch nicht und es gibt jede Woche mindestens zwei Tage, an denen man um die Essenszeit unruhig nach einem andern Restaurant ausschaut, zuletzt in einen „General Merchandise Store“ geht, um sich ein Diner aus Biscuits und Chokolade zu kaufen.

Tom Pin, der Chinese, merkt das natürlich und wenn die Krise vorüber und man sein Lokal wieder

besucht, frägt er so nebenbei: „Gestern verreist?“ „Gestern krank?“ „Nicht hier gestern?“ Seinen Verdienst verspielt er meistens in einer der vielen Spielhöllen größerer Orte.

Sonst war Tempe ein recht netter Ort und es lag über dem Ganzen ein träges Behagen, das man in Amerika für unmöglich halten sollte. Wie ein Bild aus der guten alten Zeit, wie ein Hauch aus Richter oder Spitzweg mutete es an, wenn der Sattlermeister Schmidt (der mich zu meinem stillen Aerger immer mit „Landsmann“ anredete) vor seiner Werkstatt stand und lange mit dem Apotheker verhandelte, bis sie zuletzt miteinander ins Wirtshaus gingen. Inzwischen fuhr der Farmer Jones vor mit einem zerrissenen Geschirr. Dann kam der Geselle heraus und sagte, der Meister werde wohl bald zurück sein und Herrn Jones war's auch recht und nach einer halben Stunde fand er im gleichen Wirtshause, was er suchte. Nach circa zwei Stunden wurde dann das zerrissene Geschirr besprochen und gegen 5 Uhr fuhr Herr Jones mit einem geflickten Geschirr und einem kleinen Räuschchen im scharfen Trab nach Hause. Herr Schmidt aber ging noch zum Metzger und suchte sich gewissenhaft die beste Cotelette aus zum Nachtessen. Gewiß ein Ort, um überspannte Nerven zu heilen, und die Leute von Tempe erklären gerne und mit Nachdruck, daß sie das Leben gemütlich nähmen und Eile für sehr ungesund hielten. Das ist allerdings keine Kunst in einem Lande, in dem Milch und Honig fließt, wenn

man nur Sorge trägt, die Schleuse des Kanals offen zu halten. Es hat sich sicher auch noch niemand in Tempe überarbeitet, den um 4½ Uhr fing jedermann an, den Laden zu schließen und vor 9 Uhr morgens war noch niemand an der Arbeit. Alle Leute sind faul. Das erste Geschäft, das ich vornahm, war der Ankauf eines Pferdes und als Neuling im Lande war ich darauf gefaßt, einen schlechten Handel zu machen und ging mit der nötigen Gemütsruhe ans Werk.

Ich erwartete, daß es ein Leichtes sein würde, in einem Lande, wo das Pferd noch beinahe das einzige Transportmittel ist, ein Reittier zu erhandeln, aber ich täuschte mich. Man wußte von nichts, nur irgendwo, 3 Meilen im Süden auf einer Farm, seien einige Pferde. Ich mietete also beim Fuhrhalter Frank einen Gaul und ritt gen Süden. Dort sah ich auf einer Weide einige Ponys, fand endlich auch den dazu gehörigen Mann und erstand von ihm einen Rappen, den ich stolz am Halsband zur Stadt zog, denn von selbst gehen wollte er durchaus nicht. Das war mir ein wenig unangenehm, denn ein durchaus unbrauchbares Reittier konnte mir nicht dienen. Einige Beruhigung gewährte es mir, daß mein Gaul sich mitten im Dorfe losriß und erst nach einer längeren Jagd durch die Straßen unter den höhnischen Bemerkungen der Eingebornen wieder gefangen werden konnte. Also laufen konnte er, wenn er wollte. Etwas getröstet brachte ich meinen Einkauf zu Frank und wurde sehr stolz, als

er mir sagte, ich hätte mit viel Vernunft gewählt. Frank war ein sehr interessanter Kerl wegen seiner Einteilung der Lebewesen, die ich bei niemandem sonst noch getroffen. Er unterschied nämlich: Tiere, Pferde und Menschen, und seiner Beschreibung nach war nur ein verschwindender Unterschied zwischen den zwei letzten Gruppen. Demzufolge funktionierte er auch in seinem Stalle wie etwa ein Lehrer in der Kleinkinderschule, ließ es an langen Ermahnungen und Belehrungen für die Pferde nicht fehlen und suchte überhaupt in jeder Weise auf ihr Gemüt einen bessernden Einfluß auszuüben. Inwiefern er Erfolg hatte, konnte ich nicht beurteilen, an meinem Pferde war auch nach drei Wochen wenig zu erkennen. Frank war 15 Jahre lang Soldat gewesen, hatte Indianer, Philipinos und Chinesen bekämpft und einmal mit Waldersee gefrühstückt. Die tiefe Menschenkenntnis, die er daher erlangt hatte, hatte ihn aber nur in seiner Ueberzeugung bestärkt, daß den Pferden bloß die Sprache fehle, um uns Menschen ebenbürtig zu sein. „Sprich nie verächtlich über ein Pferd, wenn es Dich hören kann, es merkt es, und wie ein Mensch wird es dann erst recht unwillig," belehrte er mich eines Tages.

Am nächsten Morgen ging ich um 7 Uhr in den Stall, wollte mein Pferd beschlagen lassen und früh wegreiten. „Aber was denkst Du," sagte Frank, „der Schmied kann doch vor 9 Uhr kein Feuer machen, sei doch nicht so in Eile." Ich fragte: „Warum?", aber Frank erklärte mir, es sei eben

nicht möglich, vor 9 Uhr Feuer zu machen, jedenfalls sei es nicht Sitte. Gegen 10 Uhr ging ich zum Landsmann Schmidt und erstand einen Sattel. Er ließ mir 3 Dollars vom Preise ab, doch kaum war ihm das Wort entfahren, reute es ihn auch schon mächtig und er schlug an den andern Artikeln so viel drauf, daß er sicher auf seine Kosten gekommen ist, wenn schon er mich später bei jeder Begegnung an seine Großmut erinnerte.

So war ich denn ausgerüstet und unternahm nach einigen kleineren Ritten meinen ersten Ausgang.

Mein Ziel war „Sacaton", das Centrum einer Indianer Reservation am Gila Flusse. Dieser fließt parallel dem Salt River und die etwa 35 Meilen breite Ebene zwischen den Flüssen ist Wüste, sobald man aus dem Bereich des Kanalnetzes kommt.

Mein Weg führte direkt nach Süden. An das Dorf schloß sich eine breite Region von Farmland an; zu beiden Seiten der breiten Straße liegen Kanäle, in denen schlammiges Wasser stand. Hohe Cottonwood-Bäume wachsen den Kanälen entlang und Alleen bezeichnen den Lauf des Wassers.

Beim letzten Kanal ließ ich mein Pferd trinken, denn ich sollte kein Wasser mehr treffen bis gegen Abend, dann wurde die Straße schmäler, die Bäume hörten auf und ebene Wiesen dehnten sich aus bis zu einer kleinen Oase, die sich um ein Pumpwerk zog. Hier begann, wie künstlich abgegrenzt, die Wüste. Endlos dehnte sich die Ebene nach Süden aus, links und rechts begrenzt von zerrissenen Berg-

ketten. Die einzige Vegetation sind etwa manns-hohe Dornbüsche, deren kleine Blätter glasiert sind, zum Schutze gegen Ausdünstung. Dieser Glanz gibt ihnen ein frisches Aussehen, so daß die Wüste daliegt wie eine saftige olivengrüne Wiese, die in weiter Ferne mit dem tiefblauen Himmel verschwimmt. Es ist ein wunderbares Bild, dessen einfache Farben eine seltene Harmonie bilden. Das Purpurblau des Zenithes verdünnt sich bis zum Horizonte zu leichtem Grau, das sich wieder zum schweren Grün der Erde verdichtet, während die Berge in der Nähe aschbraun, in der Ferne in rötliches Blau gebadet erscheinen.

Wie um die Unendlichkeit der Wüste zu betonen, ragen vereinzelte Kaktuspflanzen empor, meistens einzelne Stämme, oft aber verzweigt und abenteuerliche Gestalten bildend. Mit eigenem Gefühl betritt der Neuling die Wüste. Ein Gefühl der Leichtigkeit, das dem Pferde die Sporen einpressen läßt, um hinein zu gleiten in die unermeßliche Weite, aber auch ein Zagen vor dem, was sie an Gefahren birgt. Wenn du stürzest, wenn der Gaul fällt, wenn du den Weg verlierst u. s. w. Letztere Möglichkeit ist allerdings die wahrscheinlichste, denn was der Eingeborene Weg nennt, ist eine Unzahl oft sich kreuzender Wagengeleise, die nach den verschiedenen Richtungen führen. Man ist deshalb hauptsächlich auf einen Richtungspunkt oder die Sonne angewiesen und folgt den Radspuren nur so lange als man ihnen Glauben schenkt. Doch

eignet man sich bald Uebung an und reitet ziemlich sicher nach Kompaß und Sonne, einige Meilen aus der Richtung ist nicht von Bedeutung, denn in der Nähe einer Ansiedelung laufen die vielen Spuren meist in einen ausgeprägten Weg zusammen.

So reitet man denn hinein in die offene Ebene. Der Galopp des Pferdes verlangsamt sich zu einem „Hundetrab", in dem es stundenlang vorwärts geht. Langsam und regelmäßig gleiten die Büsche vorbei, Kaktusstämme nähern sich und verschwinden, dann und wann springt ein Wüstenhase auf und rettet sich in steifen Sprüngen oder ein Flug Wachteln erhebt sich mit hartem Geklapper. Gelegentlich spitzt das Pferd die Ohren und wiehert eine Herde wilder Pferde an, die vorbei springend in dichtem Staube verschwindet. Doch es geht weiter ohne Aufenthalt über den Boden, der stellenweise weiß ist wie beschneit. Es ist Salz, das aus der Erde auskrystallisiert zu dicken Krusten. Allmählich werden die Büsche kleiner, die Kaktusstämme verschwinden und gegen Mittag stehen wir auf topfebenem Terrain, das kaum einige kniehohe Büsche ernähren kann.

Was erst als blaues Gebirge vor uns lag, liegt nun ebenso weit hinter uns und in der schattenlosen Sandwüste steigen wir ab, um zu ruhen. Das Pferd schnuppert durstig nach Wasser, dann knappert es an den Dornen, um bald auch das zu lassen. Die Mittagsonne zeichnet scharfe, kurze Schatten auf den Sand, ein trockener Wind schleicht

träge aus den Bergen über die Ebene und es ist eine große Stille.

Aber der lange Weg erlaubt nur kurze Rast, so daß wir bald weiter über den Sand traben. Während langsam die Büsche wieder wachsen und die Kaktus am Horizonte auftauchen, löst sich allmählich eine Berggruppe, an deren Fuß unser Ziel liegen muß, deutlicher von ihrer Umgebung los, gegen Abend erblicken wir in der Ferne Cottonwood-Bäume, ein Zeichen von Wasser. Auch zeigt der Weg Spuren öfteren Gebrauches und plötzlich stehen wir vor armseligen Lehm- und Holzhütten, den Wohnungen der Pima- und Maricopa Indianer.

Der Europäer, wie übrigens auch der Amerikaner des Ostens, weiß meistens nur von den Steppenindianern, den Jägerstämmen, welche das riesige Becken des Mississippi durchstreiften und die Cooper und andere in ihren durchaus unwahren Geschichten verherrlicht haben. Wenig bekannt sind die Ackerbauer des Südens, deren Kultur eine viel höhere gewesen ist und welche sich stets als friedliebend und als Freunde der Weißen erwiesen haben. — Und doch bilden diese einen großen Teil der Indianer der U. S. A.

Von den kriegerischen Stämmen der Apachen und Sioux wurden sie im Norden in unwegsames Tafelland, im Süden an die Grenze der Wüste getrieben und hatten noch vor 30—20 Jahren ihren Grund gegen die Nomadenstämme zu verteidigen. Beiden nahm der Weiße die besten Landstrecken weg; doch

während die Pimas und Maricopas sich ohne großen Widerstand zurückzogen, widersetzten sich dem die Nomadenstämme, welche aus ihren Weidegründen vertrieben wurden. Das führte zu endlosen Reibereien, denen die Regierung nur durch Schaffung der Reservationen ein Ende machen konnte.

Diese Reservationen wurden vor etwa 25 Jahren erstellt und sind große Strecken Landes, die den Indianern zum dauernden Besitz überwiesen worden sind und in denen kein Weißer sich ansiedeln darf. Sie werden von einem Agenten der Regierung verwaltet, der für Ruhe unter den Indianern zu sorgen hat und ihre Rechte gegen die Weißen verfechten soll. Er wohnt auf der Reservation, auf der meistens auch eine Schule ist, in der den Kindern einige Weisheit, den Burschen Ackerbau und den Mädchen Haushaltung gelehrt wird. Unabhängig davon sind protestantische und katholische Missionsstationen.

Die Pimas, in deren Reservation ich mich befand, wohnen verstreut über das Land, in einzelnen Hütten. Langsam macht sich der Einfluß der Schulen geltend, indem sich zwischen den niedern, fensterlosen Hütten Lehmhäuser mehr europäischer Bauart zeigen. Doch scheint der Indianer keinen Sinn für Schmuck seines Wohnortes zu haben, denn nirgends ist ein schattenspendender Baum oder ein grüner Busch in der Nähe der Wohnung zu erblicken. Braun wie die Hütte ist ringsum der Sandboden, so daß das ganze vielleicht einen trübseligeren und ärmlicheren

Anblick bietet, als es ist. Darum sind auch die Ansiedelungen nicht leicht zu finden, an den meisten reitet man achtlos vorbei und nur das Kläffen eines Hundes verrät sie.

Ich ritt zu diesen Hütten und sah einige Kinder und Frauen hastig in denselben verschwinden, eine weißhaarige, häßliche Alte blieb allein sitzen und flickte, ohne mich zu beachten, an ihrem Korbe weiter. An einem Ziehbrunnen tränkte ich mein durstiges Pferd, dann fragte ich sie nach Sacaton. Sie bezeichnete lautlos die Richtung.

Müde schleppte sich das Pferd an zahlreichen Hütten vorbei, bis ich in der Ferne die roten Ziegeldächer einiger stattlichen Gebäude sah. Dies war Sacaton, die Wohnung des Agenten, mit Schule und Spital. Aus Auskünften hatte ich erwartet, ein Dorf zu finden und war unangenehm überrascht, nur diese Station zu treffen, in der weder für mich noch für das Pferd, die beide sehr müde waren, Unterkunft würde zu finden sein.

Da die Landkarten durchaus unbrauchbar sind, zeigen doch die besten nicht viel mehr als größere Orte und die sie verbindenden Eisenbahnlinien und gelegentlich einmal einen recht hohen Berg, band ich das Pferd an den Zaun und betrat die Anstalt um Auskunft zu erhalten. Ich traf einige Herren auf einer Veranda, die mir auf meine Frage erklärten, es sei im Umkreise von 20 Meilen keine Unterkunft zu finden, hingegen könne ich mein Pferd in den Corral der Anstalt stellen und für

mich selbst werde wohl auch ein Bett zu finden sein. Essen könne ich im Restaurant der Schule. Ich nahm das Anerbieten gerne an, ebenso gerne einen Schluck Whiskey. Es war der erste Whiskey, den ich mit Genuß getrunken habe und es war nicht mein letzter.

Den Rest des Tages verbrachte ich mit Herumbummeln in der Anstalt. Ich hatte einen günstigen Tag getroffen, denn es war gerade eine Verteilung von Nahrungsmitteln an Arme und Alte im Gang und um die ganze Anstalt standen die leichten Wagen, deren Insassen, meistens Frauen und Kinder, geduldig vor dem Magazin warteten, bis die Reihe an sie kam. Ich habe selten eine harmloser vergnügte Gesellschaft gesehen als diese lachenden, schnatternden Pimas, denen das kleinste Ereignis der Grund zu enormer Heiterkeit bildete.

Schön waren sie allerdings nicht und ihr Aussehen wurde wenig verbessert durch die europäischen Kleider, mit denen sie sich umhüllten, denn die Regierung hatte wohl auf das Anziehen moderner Tracht, nicht aber auf den Gebrauch des dazu unentbehrlichen Korsets gedrungen; so sahen denn die Weiber recht unglücklich und unbequem in den schlampigen Kalikoröcken aus und nur die peinliche Sauberkeit konnte den Eindruck von Verlumptheit verscheuchen.

Nur die Jungen trugen Schuhe, die Alten waren barfüßig und trippelten sorgfältig mit ihrer Last (Speck und Korn) auf dem Kopfe über den Kies

des Hofes. Die meisten begrüßten sich mit Händedruck, allein man sah der Bewegung an, daß sie eine kunstvoll angeeignete war, denn sie erinnerte an eine feierliche Ceremonie, oder an ein kräftiges Anpacken.

So unvorteilhaft nun diese Frauen aussehen, so anziehend sind die Männer. Von ihren kräftigen, schlanken Gestalten schimmert durch das ganz europäische Gewand die Romantik des Wilden durch. In der Nachlässigkeit, mit der sie sich kleiden, liegt eine aristokratische Eleganz und scheinbare Verachtung alles Schmuckes, welche die katzenartige Geschmeidigkeit des Leibes und die weichen, elastischen Bewegungen der Glieder nur desto schärfer hervortreten lassen. Die meisten haben sich ihrer Skalplocken entledigt und tragen den breitrandigen Hut des Westens. Dennoch zeichnen sie sich immer, besonders wenn zu Pferde, vor dem Weißen und Mexikaner durch ihre Schönheit aus.

Leider ist es mir nicht gelungen, gute Photographien aufzunehmen, da sie infolge eines Aberglaubens ihr Bild nicht gerne im Besitze eines andern wissen wollen.

Gegen Abend hatte auch der letzte seinen Anteil erhalten und in scharfem Galopp zogen die kleinen, magern Pferdchen die Wagen über die holperige Straße, um hinter den Büschen der Wüste zu verschwinden.

Dann begab ich mich in das Restaurant, um von jungen Indianermädchen ein einfaches Mahl

serviert zu bekommen. Den Abend verbrachte ich mit einigen Herren der Anstalt, von denen ich mir allerlei wissenswertes über die Indianer erzählen lassen konnte.

In früheren Zeiten lebten die Pimas in beständiger Fehde mit den Apachen, wodurch sie zu engerem Zusammenschluß gezwungen wurden und sich unter die Leitung eines Häuptlings stellten, dessen Pflichten allerdings nur die eines Führers im Kriege waren. Immerhin hatte er seine Stellung zur Aneignung der besten Felder und andern Besitzes zu benützen gewußt und erfreut sich nun, trotzdem er durchaus überflüssig ist, allgemeiner Achtung infolge seines Reichtumes. Dieser soll ziemlich bedeutend sein, wie auch die Pimas im allgemeinen sich eines bescheidenen Wohlstandes erfreuen. Trotz ihres kleinen Grundbesitzes, aber infolge ihrer sehr einfachen Lebensweise, können die Pimas vom Ertrag ihrer Felder einiges erübrigen, das sie den umwohnenden Weißen verkaufen. Für dieses Geld kaufen sie sich was sie brauchen und wenn die Ernte schlecht ausgefallen ist, verdingen sich die Männer zu Taglöhnerdiensten, die sie mit großem Eifer und Gewissenhaftigkeit auszuführen pflegen. Viele sammeln auch Brennholz in den Büschen der Wüste und verkaufen es zu gutem Preise.

Einen gelegentlichen Nebenverdienst der Frauen bildet der Verkauf von Körben, die sie aus verschiedenen Pflanzenfasern flechten, mit schwarzen Fasern geometrische Zeichnungen hervorrufend. Allein

diese Industrie ist im Verfall, indem die ursprünglichen Formen und Zeichnungen europäischen Mustern weichen müssen und die Gegenstände, da im Gebrauch vorteilhaft durch metallene Fabrikware ersetzt, nur noch zum Verkaufe und deshalb oberflächlich hergestellt werden.

In ihren sozialen und religiösen Anschauungen sind die Pimas schon sehr civilisiert und bieten darum dem oberflächlichen Besucher wenig Interesse. Vom Weißen halten sich die meisten fern. Sie anerkennen in ihm den Stärkeren, können ihn aber nicht verstehen und wollen deshalb nichts mit ihm zu tun haben. Doch sind sie durchaus friedlich gesinnt und ihre Bosheit äußert sich nur darin, daß sie gerne den falschen Weg weisen, wenn man das Pech hat, in das Labyrinth ihrer Drahtzäune zu geraten.

Jeder Indianer scheint mit eigentlich kindlicher Freude seine Felder mit Stacheldraht einzuzäunen und es entsteht so eine Art Mausefallensystem; man kommt sehr leicht hinein, aber beinahe nicht mehr heraus und es ist recht ärgerlich, wenn man sein Ziel in kleiner Entfernung vor sich sieht, zurückreiten und einen stundenlangen Umweg machen zu müssen. Der Indianer, der das erste Mal kein Wort englisch verstehen konnte, sitzt diesmal gemütlich vor seiner Hütte und ruft: „Halloh, was ist los, warum reitest Du wieder zurück?" Grimmig gibt man dem Pferde die Sporen und verschwindet möglichst rasch.

Nachdem ich die Nacht auf einem improvisierten Bette verbracht hatte, bedankte ich mich für die Gastfreundschaft, die einen Europäer überraschen muß und für die man sich gerne irgendwie erkenntlich zeigen möchte. Doch ist diese Gastfreundschaft in einem so dünn bevölkerten Lande wie Arizona durchaus nötig und deshalb selbstverständlich. Bei jedem Farmhause kann man anfragen, ob man dort die Nacht zubringen und das Pferd einstellen und füttern dürfe und meistens wird man selbst zum Mitessen eingeladen. Diese nette Sitte beruht natürlich auf der Idee der Gegenseitigkeit, doch hat den Hauptprofit davon der Fremde.

Am nächsten Tag ritt ich auf demselben Wege zurück.

* * *

Einen andern Ausflug unternahm ich nach dem sogen. Hieroglyphental. Wie immer führte der Weg durch die ebene Wüste an den Fuß einer größern Hügelgruppe. Dann kam ich in ein flaches Tal, das sich aber bald verengerte, so daß ich einem trockenen Bachbette zu folgen hatte, das direkt gegen die Spitze des Berges hinlief. Der Sandboden wurde rauher, die Steine wuchsen von Faustgröße zu riesigen Blöcken, nach etwa 2stündigem Steigen befand ich mich in einem Labyrinth dunkler Felsmassen, deren phantastische Formen allerlei Bilder hervorriefen. Bald lagen sie in wildem Durcheinander, als wenn Riesen Ball gespielt hätten, bald legten sie sich treppenförmig an die Hänge oder sie standen aufgetürmt, im rechten Winkel ge-

brochen wie künstliche Mauern, die das Tal quer schnitten. Oft bildeten sie Kessel, aus denen kein Ausweg schien wie aus einer riesigen Arèna. Je höher ich stieg, desto gewaltsamer schienen die Felsmassen zerwühlt worden zu sein, endlich lagerten sich hohe Bänke quer über die Schlucht, ein schmaler Wasserfaden rann darüber und sammelte sich zu einem kleinen Tümpel. Mein Pferd hatte bis hierher Erstaunliches im Klettern geleistet. Mit der Ruhe und Sicherheit eines Maultiers hatte es zwischen den Steinblöcken Halt für seine Hufe gefunden, doch eine mannshohe Stufe zu ersteigen war auch ihm zu viel. Ich koppelte es an einen Kaktus und kletterte allein weiter, nach allen Seiten Ausschau haltend. Bald hatte ich gefunden was ich suchte. Die Oberfläche des Granites war von schwarzer glänzender Glasur bedeckt, wohl durch den tausendjährigen Einfluß der Witterung. In diese Glasur waren allerlei Figuren eingegraben, Spiralen, Svastinaähnliche Figuren, Schlangenlinien. Wo nur eine Fläche sich bot, waren Spuren von Zeichnungen zu finden; auf einer Platte waren sieben kämpfende Männer dargestellt. Die Zeichnungen waren etwa 40—50 cm hoch. Wer hatte dies gezeichnet? Was bedeuteten die Figuren? War das Tal ein Zufluchtsort in Kriegszeiten gewesen? Hatten die wilden Felsgruppen die Coulissen zu einer heiligen Ceremonie gebildet und hatten hier einst in dunkler Nacht rote Opferfeuer geflammt oder waren es die spielenden Erzeugnisse eines

rastenden Jägers oder Inschriften, die eine Mitteilung enthielten? Dies sind Fragen, die heute kaum zu beantworten sind.

Nachdem ich mich an der unheimlichen Romantik der Gegend satt gesehen, kehrte ich zu meinem Pferde zurück, das inzwischen den Tümpel beinahe leer getrunken hatte, obgleich er von Kaulquappen wimmelte. Denn brennend heiß warfen die Felsen die Sonnenstrahlen zurück und leise raschelte der trockene Sand, als ich langsam durch die Wüste dem Grün am Flußufer zutrabte.

Ich passierte eine Niederlassung von Mexikanern, wie sie überall zwischen Weißen und Indianern im Lande zerstreut sind. Die Mexikaner rechnen sich zu den Weißen und sind die Nachkommen der ersten spanischen Immigranten. Selbstverständlich haben sie aber viel Indianerblut in ihren Adern und sind oft kaum von jenen zu unterscheiden, es sei denn, daß die Männer spärlichen Bartwuchs zeigen und die Frauen eine etwas hellere Farbe als die Indianersquaws. Sie reden spanisch und werden von den Amerikanern gemieden, denn sie sind eine skrupellose und faule Gesellschaft, welcher vom wirklichen Weißen alle Verbrechen zugetraut und in die Schuhe geschoben werden.

Man hat mich überall vor den Mexikanern gewarnt, denn sie seien leicht imstande, nur wegen Pferd und Sattel einen Mann aus der Welt zu schaffen.

Ich legte erst kein Gewicht auf diese Reden, doch als man mir verschiedentlich versicherte, daß in der

Nähe von Ortschaften immer mexikanische Desperados herumstreiften, die leicht über die Grenze nach Mexiko sich in Sicherheit bringen könnten, verschaffte ich mir einen Revolver und wurde dementsprechend vorsichtiger, d. h. ängstlicher.

Die Mexikaner wohnen in recht primitiven Lehmhäusern, die sich vor den Hütten der Indianer nur durch die Existenz von Fenstern auszeichnen. Ihre schmutzigen Bewohner ernähren sich von wenig Ackerbau und kleinen Gewerben. Sie sollen sich ziemlich häufig mit Indianern vermischen, von denen sie körperlich und geistig sowieso nur durch eine schmale Kluft getrennt sind. Erheiternd ist ihre Vorliebe für die ungeheuer hohen und spitzen Hüte, mit denen unsere Knabenphantasie die eigentlichen mexikanischen Hidalgos der Indianerbücher bekleidete.

In der Nähe des Flusses bei Tempe erhebt sich aus der Ebene ein flacher Hügel, in dem jüngst Ausgrabungen alte Mauern bloßgelegt haben. Es sind die Reste einer größern Wohnstätte, die einst durch einen Kanal mit dem Flusse verbunden war. Wer die Bewohner dieser Niederlassung, die eine von vielen ist, gewesen sind, wissen wir nicht. Auch war die Ausbeute an Instrumenten eine sehr spärliche und nur der in weitem Umkreise mit Thonscherben bedeckte Boden läßt auf fleißige Töpfer und lange Bewohnung des Ortes schließen.

Nachdem ich mich durch mehrere derartige Ausflüge mit der Gegend vertraut gemacht hatte, unter-

nahm ich eine größere Tour. Mein Ziel waren die Ruinen von Casa Grande, in der Nähe des Gilaflusses. Ich hatte die Wüste in einer Strecke von circa 40 Meilen zu durchqueren und nahm mir dazu zwei Tage, da mein Pferd die ganze Route wohl kaum in einem Tage hätte bewältigen können, ohne auf längere Zeit außer Dienst gestellt zu sein. Meine erste Station sollte bei einem Hause mitten in der Wüste sein. Meine Reiserichtung war Südosten, gegen die höheren Gebirge der Pinalregion, so daß, wenn auch die nähere Umgebung das nun gewohnte Bild der Steppe bot, ich vor mir die wilden Massen zerklüfteter Bergketten hatte. Besonders auffallend zeigte sich eine riesige Fluh aus Granit, an deren Stirnseite, etwas unterhalb der Höhe, ein breiter Streifen weißen Gesteins sich horizontal hinzog. Es war die Gruppe der Superstition Mountains, an die sich eine alte Indianersage knüpft. Bei der Sündflut stieg das Wasser zur Höhe des Gipfels, bis der große Geist der Flut befahl, zu halten. Aber der weiße Schaum der Wellen blieb am Felsen haften und bildet nun den weißen, weithin sichtbaren Streifen am Berg, zur dauernden Mahnung für allzu stolze Menschen. Hinter den Superstition Mountains zeigte sich der Kegel des Silverningberges, des Centrums eines ergiebigen Minendistriktes und dahinter baute sich massenförmig das Hochplateau von Nordarizona auf.

Unterwegs traf ich einen einsamen Wanderer, mit dem ich ins Gespräch kam und da sein Ziel sich auch

als das meinige herausstellte, stieg ich ab, um in seiner Begleitung den Weg zu machen. Er war ein alter Mann, ein Prospecter (Goldsucher), der sein ganzes Leben lang sich in dieser Gegend herumgetrieben hatte. Geld hatte er keines mehr; trotzdem er ergiebige Goldminen gefunden hatte, war der Hauptprofit in die Tasche des ausbeutenden Unternehmers geflossen und das Wenige, was er erspart hatte, war ihm beim jüngsten Bankkrach verloren gegangen. Nun hatte er als alter Mann wieder vorne anzufangen, allein diese bittere Einsicht betrübte ihn nicht stark. Einmal konnte er ja jederzeit einen bedeutenden Fund tun, dann brauchte er ja kein Geld, denn er könnte sich nach dem in Wildnis und Einsamkeit verbrachten Leben nie mehr an das Leben in einer Ortschaft gewöhnen, und dann war sein Streben nicht nach Geld, es war nach Minen. „Sehen Sie," sagte er, „wir Prospecters sind wie die Jagdhunde. Wir spüren die Beute auf, was damit geschieht, ist uns gleichgültig, denn unsere Leidenschaft ist das Suchen, und wenn wir gefunden haben, ist das Problem für uns erledigt und die Sache reizlos. Was dann folgt, die Ausbeutung, das erfordert keine Kunst." Er war ein netter alter Mann, der wenig gelesen aber viel erlebt und gedacht hatte, so daß er mir erzählen konnte vom Leben hier vor 30 Jahren, da nur wenige der jetzigen Orte hier bestanden und ein jeder beständig auf der Hut sein mußte vor den umherstreifenden Apachen.

Wir stießen auf mehrere große Kuhherden, deren magere Glieder sich trübselig vom spärlichen Steppengrase nährten und uns mißtrauisch und neugierig anstarrten. Menschen zu Fuß sahen sie nicht viele. Am Abend erreichten wir den kleinen Bauernhof, eine Gasolinmaschine pumpte zischend Wasser aus tiefem Schachte in ein großes Reservoir. Ich konnte mein Pferd hier einstellen und sollte auch ein Abendbrot bekommen von dem weißhaarigen Farmer.

Eine halbe Stunde nach uns kamen noch zwei alte Minenarbeiter in einem Wagen an. Sie schlugen mit Geschick ihr Lager auf und kochten ein spärliches Nachtessen, bestehend aus Speck, Kaffee und Brot. Ich machte ihre Bekanntschaft und als die Nacht mit eisiger Kälte hereinbrach, saßen wir plaudernd um ihr Feuer und rauchten. Sie hatten während der gegenwärtigen schlechten Zeiten ihre Stellen verloren, waren vom ganzen Gewerbe degoutiert und streiften durch das Land, um ein kleines Anwesen zu kaufen. Doch hatten sie nichts Passendes finden können. Während der eine ein gemütlicher, dümmerlicher Mann war, war der andere ein weißglühender Sozialist, der sich in abenteuerlichsten Zukunftsträumen wiegte. Seine Reden waren mir unsympathisch, denn sie paßten so gar nicht zu Ort und Stunde.

Leise flackert das Feuer. und wirft scharfe Lichter auf die trockenen Gesichter der Männer, die auf Steinen oder auf den Felsen sitzend, sich um die wärmende Flamme drängen. Raschelnd fressen die

Pferde das Heu, dann und wann schnuppern die Hunde und jagen in wildem Eifer nach einem fernen Coyoten und eine Kuh drängt sich neugierig in den Lichtkreis, der den ungeheuern schwarzen Himmel nicht zu erhellen vermag, in dem Millionen Sterne blitzen. Die Romantik der Situation ruft ähnlichen Gesprächen, so daß in raschem Sprunge der Sozialismus verlassen wird und Räuber- und Indianergeschichten zur Sprache kommen. Das ist ein unerschöpfliches Thema, denn jeder ältere Mann hat allerlei Begegnungen mit Indianern erlebt und Schießereien unter Weißen ereignen sich täglich. Gerade vor wenigen Tagen waren zwei Cowboys erschossen aufgefunden worden. Einer hatte mit seinem Blute den Namen seines Mörders niedergeschrieben. Den hatte man gefangen. In den Pinalbergen waren zwei Minenbesitzer niedergeschossen worden, das lieferte Stoff zu längeren Betrachtungen. Natürlich hatte ein jeder sie gekannt und trug sein Teil zu ihrer Charakteristik bei. So kam man wieder zum Minenthema zurück. Auch da hatte ein jeder einst das ergiebigste Goldlager entdeckt und war durch irgend einen unglücklichen Zufall um seinen Profit betrogen worden.

Spät in der Dunkelheit kamen noch einige junge Burschen an mit drei schwer mit Holz beladenen Wagen. Auch die waren arbeitslos und fristeten ihr Leben durch den Verkauf des zähen Wüstenholzes.

Inzwischen war der alte Prospecter verschwunden. Er war allein weggegangen durch die kalte Nacht,

den Silverningbergen zu. Ich beneidete ihn nicht um sein Los.

Als die andern sich schlafen legten, setzte ich mich mit dem Bauern hinter den Herd in der Nische. Er war auch einer der Pioniere gewesen und wie alle jene Leute hatte er ein ruhiges, einfaches und sicheres Wesen. Das sind alles Männer in jeder Faser, die ein gutes Stück Welt und Leben gesehen haben und mancher Kugel sich stellten, und von einer wilden Schießerei so ruhig und natürlich sprechen, wie unsereiner vom Wetter. Eine wilde Jugendlust haben sie voll und gründlich ausgebrannt und was geblieben ist, ist zähes echtes Erz. Es muß das Leben an der Grenze ein scharfes Sieb gewesen sein, das die Spreu gründlich vom Weizen geschieden hat und nur das Beste durchließ.

Nur zu bald klopfte „his old lady“ an die Wand, worauf ich mich zurückzuziehen hatte. Als ich hinaustrat, schien der Mond auf die Ebene, daß die Büsche weiß leuchteten und die langen Kaktus gespenstisch in den Himmel schnitten, während weit in der Ferne die Berge silbern schienen. Durch die Stille drang hie und da das Kläffen eines Coyoten, das Brüllen des Viehs.

Ich machte mein Bett zurecht nach der Art des Landes. Ein großes Segeltuch wird auf die Erde gelegt, darauf die Wolldecke und beides so zusammengelegt, daß sich ein Sack bildet, auf dessen Außenseite die Leinwand ist. In dieses Bett kriecht

man, benützt die Satteldecke als Kissen und zieht sich das Segeltuch über den Kopf. Die Einrichtung genügt vollständig, nur im Winter ist sie zu leicht, denn wenn nachts Frost fällt, ist eine einfache Decke zu wenig, besonders für den Ungewohnten, was man nach einiger Zeit durch völlige Gefühllosigkeit der Füße und allgemeines Schlottern zu spüren bekommt. Man ist in diesem Zustande wenig für die Schönheit der Nacht und des Sternenhimmels empfänglich und wird ungedulbig, wenn man aus dem Halbschlummer durch eine kalte Hundeschnauze geweckt wird, die einem prüfend unter die Nase schnüffelt. Man verzichtet daher gerne auf den sonst so süßen Morgenschlaf und baut ein Feuer, die erfrorenen Extremitäten wieder aufzutauen.

Allein, sobald der Himmel sich rötet, ist die Strapaze vergessen, denn die ersten Sonnenstrahlen lassen wohlige Wärme durch den Körper rieseln. Bald war mein Bett auf den Sattel geschnallt, mit den zwei Dienern ritt ich nach Florence. Wieder Wüste, heiß brennende Wüste. Um Mittag stießen wir auf einen Tümpel, um den eine Herde lagerte. Wir tränkten unsere Pferde, welcher Tätigkeit ein junger, spitzhörniger Stier sehr interessiert zusah.

Ich konnte nichts Böses an dem Tiere entdecken, aber einer der Männer fand, der Stier sähe ihm grade so aus, als ob er Lust hätte, jemanden aufzuspießen. Er brachte sich auch vorsichtig in ver-

hältnismäßige Sicherheit, indem er das Pferd zwischen sich und das drohende Untier brachte. Bald aber wandte sich der vierbeinige Lindwurm ganz gleichgültig und ging weg, während ich zu meinem innern Triumphe mir sagte, daß nicht nur die „Greenhorns" manchmal unnötigerweise sich fürchten und daß Mut nur der Grad ist, bis zu dem wir unsere Feigheit verbergen können.

Florence, unser heutiges Ziel, ist ein Städtchen, welches einst blühende Entwicklung erhoffte, aber aus irgend einem Grunde nie die Hoffnungen gerechtfertigt hat, die man auf dasselbe setzte, so daß einem großen „Boom" die gegenwärtige Dekadenz folgte. Schon beim Näherkommen überrascht ein einsamer Bogen einer eisernen Bahnbrücke auf trockenem Lande. Früher soll der Gilafluß dort vorbeigeflossen sein, doch verlegte er während des Baus der Brücke sein Bett etwa eine Meile weiter nach Süden, so daß der einzelne Bogen lediglich als eine etwas fragwürdige Verschönerung der Landschaft dienen kann.

Passend reiht sich an dieses Bild des Verfalles das Aussehen des Ortes, der hauptsächlich von Mexikanern bewohnt wird. Da die Bevölkerung wohl auf ein Dritteil zurückgegangen ist, sind viele Häuser unbewohnt, aus unsoliden Lehmziegeln erbaut, sind sie raschem Verfall geweiht und geben als malerische Ruinen den Straßen ein erstaunliches Aussehen. Verfallen, wie die Häuser, sehen ihre verlumpten Bewohner aus, so daß der Auf-

enthalt in Florence nicht gemütlich ist, um so weniger, als ein Hotel in einem solchen amerikanischen Orte dem Fremden nur den Barraum zur Verfügung stellt.

Man kann sich kaum etwas prosaischeres denken, als eine solche Schenke in einem industriellen Orte, die sich in nichts mit unsern Dorfwirtschaften vergleichen läßt. Eine Wand des Zimmers (das natürlich über und über bespuckt ist), wird vom Schenkbüffet eingenommen, hinter dem ein kauender Kellner serviert. Sonst ist das Lokal leer, mit Ausnahme eines Spieltisches in einer Ecke und einer ungenügenden Anzahl Stühle. Dem Mangel helfen Fenstersimse und Kisten ab. In diesem Raume trinkt, raucht, schläft und spielt die männliche Bevölkerung des Ortes, die auch jeden Charakters entbehrt, indem sie weder zum Bauern, noch zum Handelsmanne zu rechnen ist und in geringen Modekleidern aussieht wie eine Versammlung von sehr geringen Stadtbewohnern. Eine tödliche Oede und Langeweile brütet im Zimmer. Irgendwo fand ich eine 14 Tage alte Zeitung, mit der ich mir die Zeit vertrieb, um bald nach Sonnenuntergang mich zu Bett zu legen.

Früh, d. h. gegen 10 Uhr, nahm ich von meinen gestrigen Begleitern Abschied, um meinen Weg nach Casa Grande zu verfolgen. Er führte dem Gila entlang nach Westen, durch die Wüste. Nach einer Stunde stieß ich auf die Ruinen eines größern Dorfes: Adamsville. Vor dem Bau der

Bahn war dieser Ort Poststation gewesen und hatte als solcher eine wichtige Stelle auszufüllen und sich eines Wohlstandes erfreut. Die Eisenbahn hatte aber Adamsville seiner Existenzberechtigung beraubt, es wurde verlassen, so daß heute die hohen Lehmmauern von etwa 20 Häusern als Ruinen die Gegend zieren.

Um Mittag hatte ich mein Ziel vor Augen, die Ruinen von Casa Grande und eine Tafel am Wege belehrte mich, daß ich von hier an das Besitztum der Unionstaaten betrete und bei hoher Buße nicht nach Reliquien graben dürfe. Der Boden war mit Tonscherben geradezu bedeckt, so daß ich mit großer Spannung nach dem Centrum der zweifellos sehr großen Niederlassung suchte.

Ich sah einige Indianer an einer niedern Ruine arbeiten und war nicht wenig überrascht, als sich von ihnen ein älterer Herr loslöste, mich mit herzlichem Händedruck begrüßte mit der Frage, ob er mir die Ruinen zeigen dürfe. Natürlich nahm ich das Anerbieten dankbar an. Da ich erfahren hatte, daß gegenwärtig die Regierung an den Ruinen Ausgrabungen vornehme, vermutete ich, in dem freundlichen Herrn den Leiter der Unternehmung, den bekannten Archäologen Dr. Fewkes. Ich stellte mich ihm vor, worauf er mich einlud, mit ihm zu speisen, um später die Ruinen zu besichtigen. Etwas angenehmeres hätte sich für mich nicht ereignen können, so daß ich mir innerlich aufrichtig zu meinem Glück gratulierte. Dr. Fewkes

stellte mich seiner Frau vor und drei jungen Herren der Gesellschaft, in deren Kreise ich ein ebenso schmackhaftes Mahl verzehrte, als die Unterhaltung eine angeregte war. Dann führte mich der ältere Herr, trotz Sonnenbrand und holperigen Wegen, durch den ganzen Umkreis der weiten Ansiedelung, mir seine neuesten Resultate zeigend und mit Erklärungen beleuchtend.

Casa Grande ist schon lange bekannt als eine Ruine, deren 20 Fuß hohe Lehmmauern seit frühen Zeiten die Aufmerksamkeit der Gelehrten wach gerufen hatten.

Den sorgfältigen Arbeiten von Dr. Fewkes ist es gelungen, den Mauern auf eine größere Tiefe in dem sie umgebenden Schutthügel zu folgen und dann in demselben den Grundriß eines umfangreichen Häuserkomplexes eigenartiger Anordnung bloßzulegen. Später durchsuchte er noch benachbarte Hügel nach Mauern und hatte die Genugtuung, in jedem derselben Mauerreste ähnlichen Charakters wie der Hauptbau zu finden, so daß heute ein großer Komplex von einst bedeutenden Ansiedelungen und Bauten festgestellt ist. Die Niederlassung war durch Kanäle mit dem Gilaflusse verbunden, deren Lauf heute noch deutlich erkennbar ist.

Die Arbeit des Ausgrabens ist eine äußerst heikle Sache, da die weichen Lehmmauern kaum von dem umgebenden Boden zu unterscheiden sind, so daß es das geübte Auge eines Beobachters wie

Dr. Fewkes und die geschickten Hände seiner indianischen Arbeiter erfordert, um dem Gang der Mauern folgen zu können oder diese nicht zu zerstören. Mit seinen Indianern ist Dr. Fewkes sehr zufrieden, hat er doch das Vergnügen, zu sehen, wie sie sich selbst lebhaft für das Werk interessieren und ihm mit ihren eigenen Theorien zu Hilfe zu kommen suchen. Ueber die Leute, welche diese Stadt bewohnt haben, wissen wir einstweilen sehr wenig.

Dr. Fewkes lud mich ein, die Nacht bei ihm zu verbringen. So konnte ich noch einen äußerst gemütlichen Abend mit der Gesellschaft verleben und andern Tags ritt ich, nachdem ich noch mehrere Aufnahmen der Ruinen gemacht, dem Gila entlang nach Westen, über Sacaton hinaus nach Sweetwater, einem Indian-trading-store. Ich konnte hier in einem Hause schlafen, was mir nicht unwillkommen war, denn die Nacht war recht kalt und meine Begeisterung fürs Kampieren hatte etwas nachgelassen.

Weiter westlich reitend, erblickte ich in der Wüste mehrere Hügel; da dort der Boden mit Scherben bestreut war, untersuchte ich sie auf Mauerreste und hatte die Genugtuung, deutliche Spuren derselben zu finden. Es dürfte sich herausstellen, daß das ganze Land, von Casa Grande bis zu diesem Punkte bei Casa Blanca und von dort nördlich nach Tempe einst dicht bevölkert gewesen ist.

Unterwegs traf ich einen alten, wild aussehenden Indianer. Um sein langes Haar hatte er ein hellblaues Band gewunden, vom Hemd waren beide

Aermel beinahe weggerissen, ein Fuß steckte in einem alten Schuh, der andere in einem Stiefel. Sein Sattelzeug bestand aus einigen Lumpen und alten Riemen. Nach Indianerart stützte er sich im Bügel nur mit der großen Zehe. Dafür war sein Pferd ein reizendes Tier. Ich überholte ihn, wir grüßten uns. Plötzlich ritt er mir nach und deutete auf meinen Photographenapparat. Ich erklärte ihm, was es sei, worauf er heftig kicherte. Doch wollte er durchaus nicht dulden, daß ich ihn photographiere. Er sprach spanisch, ich englisch, wir verstanden uns zwar nicht, konnten uns aber allerlei mitteilen. Er wollte wissen, wohin ich reise, das konnte ich ihm ziemlich leicht sagen. Dann erzählte er mir, es sei ihm eine Kuh weggelaufen und er folge ihren Spuren. Von seinen Worten verstand ich nichts, dagegen waren seine Gebärden so ausdrucksvoll, daß ich bald ihren Sinn erfaßt hatte. Er zeigte mir die Spur im Sand, von welcher ich aber nichts entdecken konnte, während er ihr mit größter Sicherheit folgte, denn nachdem wir eine Weile schweigend nebeneinander hergeritten, bog er plötzlich nach rechts im Galopp ab, so daß bald seine malerische Erscheinung in den Uferbüschen des Gila verschwunden war.

Ich erreichte nach einigen Meilen ein größeres Indianerdorf und war froh, auf meinem Pferde in Sicherheit zu sitzen, denn die Indianerhunde dort scheinen Fremden ewigen Haß geschworen zu haben. Ein widerlicheres Vieh als einen solchen Köter kann man sich kaum denken. Wolfsähnlich, spindeldürr,

hinkend, schielend, schleichen sie sich lautlos hinter das Pferd, um einen heimtückischen Angriff zu versuchen, die Personifikation feiger Gehässigkeit und gieriger Freßlust. Die Dorfstraßen durchstreifend, liegen sie miteinander in beständiger Fehde und balgen wild um den kleinsten Bissen. Hier passierte mir wieder einmal das Mißgeschick, in ein Stachelzaunlabyrinth zu geraten, so daß ich froh sein mußte, mit einem 4 Meilen langen Umweg mich loskaufen zu können. Ohne die freundliche Auskunft eines perfekt englisch sprechenden Indianerburschen irrte ich wohl jetzt noch dort herum zum Entzücken der Dorfbewohner.

Durch diese und ähnliche Umwege (ich stieß z. B. auch noch in der Wüste auf einen etwa 6 Meilen langen Zaun, der quer zu meiner Wegrichtung lief) war mein Weg ein recht langer geworden; dazu setzte der hier sehr weiche Sandboden meinem Pferd derart zu, daß ich erst spät in der Nacht auf einem stocklahmen Gaul Tempe erreichte.

Eine träge Frühlingssonne brütete in den Straßen von Tempe. Die Arbeitslosen sanken noch tiefer in sich zusammen, so daß die Gruppen der am Trottoirrand kauernden Männer Haufen von Pflastersteinen nicht ganz unähnlich sahen. Ich war vor wenigen Tagen von einem größeren Ausfluge zurückgekehrt und hatte mich nun mit einem Cowboy verabredet, ihm in die Berge zu folgen. Er war ein junger Bursche, typischer Cowpuncher, aus dessen braunem Gesicht ruhiges Selbstvertrauen sprach und dessen

gedrungene Gestalt unbeugsame Kraft verriet. Wenn ihm auch der breitrandige Hut schief auf dem Kopf saß, das rote Halstuch über der bloßen Brust flatterte und seine enormen Sporen fürchterlich klirrten, war doch sein Benehmen recht bescheiden und das eines wohlerzogenen Mannes, so daß ich mir kaum einen angenehmeren Begleiter hätte wünschen können. Leider wurde er aber durch ein Geschäft in der Stadt aufgehalten und unsere Abreise mußte von Tag zu Tag hinausgeschoben werden. Dies machte mich ungeduldig, denn ich verlor dadurch von meiner knappen Zeit, wie mir auch das zwecklose Herumlungern in den Straßen noch nicht als Inbegriff aller irdischen Glückseligkeit erschien.

Eine bedeutende Lufterfrischung im Dorfe brachte an besagtem Nachmittage die Ankunft eines Reiters mit einem Packpferde. Er war ein wüst aussehender Geselle, unrasiert, zerlumpt, und mit einem häßlichen Ausdruck im zerfurchten Gesicht, zu dessen ganzer Persönlichkeit die magern, zottigen Pferdchen eine passende Ergänzung bildeten. Er band mürrisch seine Tiere an einen Pfahl und kauerte sich im Schatten nieder, einen Cigarettenstummel zwischen den breiten Lippen. Hatte sich zuerst alles um den Ankömmling gedrängt, so zog man sich behutsam wieder zurück, als auf die teilnehmenden Fragen nach woher und wohin bloß die knurrende Antwort erfolgte: „Vierhundert Meilen.“ Die Unbeschäftigten ließen sich auf ihre vorigen Plätze fallen, so daß das stille Brüten wieder seine Herrschaft antrat.

Doch bald erregte ungeheure Aufmerksamkeit ein recht kleines Wesen. Es war eine junge Schlange, groß wie eine Blindschleiche, die aus einem Loche hervorkriechend, sich in dem Staube der Straße ringelte. Eine junge Schlange, eine lebendige Schlange mitten auf der Straße! Einer rief's dem andern zu, und zu der Gruppe um das Tierlein eilten von allen Seiten neue Naturforscher in bedächtiger Eile. Man sollte doch nicht glauben, so etwas berühre sie im geringsten, aber ansehen konnte man das Wunder immerhin, man hatte ja Zeit. Die erst nur schwach belebte Diskussion erstarkte bald, denn ein jeder gab seiner Meinung Ausdruck über die Natur des Tierchens, sein Alter, seine Herkunft, seine wahrscheinliche Zukunft. Dann fand man es doch recht wichtig, zu erproben, wie das Reptil sich gegenüber einem Strohhalme verhalte, wie es wohl sich benehmen werde, wenn man ihm auf den Schwanz trete, oder ob es in eine alte Schuhsohle beißen wolle. Einmal reagierte das arme Wesen auf jedes Experiment zu allgemeiner Befriedigung, verweigerte aber standhaft jegliche Wiederholung der Vorstellung, sondern lag wie tot im Staube. Selbst kräftiges Quetschen seiner Schwanzspitze vermochte ihm kaum ein schwaches Wimperzucken zu entlocken. Ein allgemeines Bedauern über das Versagen der ersehnten Unterhaltung malte sich auf den Gesichtern der Männer, nur der düstere Fremdling saugte teilnahmslos an der kalten Cigarette.

Immerhin war das Gespräch in neue Bahnen gelenkt und die ungeheuerlichsten Schlangengeschichten kamen zum Vorschein. Einer hatte sich auf eine Klapperschlange gesetzt, einem andern war solch ein Scheusal beim Kampieren unter die Decke gekrochen, einem dritten sogar unten in die Hosen geschlüpft und dieser führte zu allgemeinem Entzücken die Sprünge vor, die jenes Ereignis ihm entlockt haben sollte. Kurzum, der Nachmittag schien ein gesegneter zu werden und aller Grund vorhanden zu sein, um sich in den paar Kneipen zu neuer Unterhaltung zu stärken.

Daher leerte sich die Straße bald, so daß ich mit dem Fremden allein zurückblieb. Ich ging gegen meine Wohnung, als er mir nacheilte und um Arbeit fragte. Er sei ein armer Kerl, der durch die jüngste Finanzkrisis seine Stelle und seine Ersparnisse verloren hätte, so daß sein ganzer Besitz nur noch in den zwei Pferden bestände. Er sei zu jeder Arbeit bereit ꝛc. Ich erklärte ihm meine soziale Stellung und meine Unfähigkeit, ihm Arbeit geben zu können, dagegen sei ich bereit, ihn als Begleiter zu einer Tour in die nördlichen Berge zu engagieren, wenn er mit einer bescheidenen Bezahlung zufrieden sein wolle. Ob er das war, natürlich, es blieb ihm ja nichts anderes übrig, und so wurden wir bald einig; ich beschloß sofortigen Aufbruch. Ich hatte zwar bei dem ganzen Handel kein gutes Gewissen, denn einmal hatte ich ja schon eine Verabredung und dann gefiel mir mein neuer Begleiter durchaus nicht, denn

er machte mir den Eindruck eines erfahrenen Zuchthäuslers, dazu war er schmutzig und unmanierlich. Aber diese Ueberlegungen überwog der Gedanke an meine beschränkte Zeit und an die Bewegungsfreiheit, welche mir mit dieser Begleitung gesichert blieb.

Am liebsten wäre ich allerdings allein ausgezogen, doch hatte man mich eindringlich vor den Gefahren eines solchen Unternehmens gewarnt. Einige hatten in meinen Plänen zwar nichts Verwegenes gesehen, doch konnte ich als Fremder nicht beurteilen, welche Partei Recht hatte und da die Vorsichtigen in der Mehrzahl waren, mochte ich nicht den Berliner und die Jungfrau spielen, der findet, „den kleenen Hüjel" werde er wohl allein besteigen können und der dann von einer Rettungskolonne heruntergeholt werden muß. Ich war darum froh, einen erfahrenen, wenn auch durchaus nicht angenehmen Begleiter gefunden zu haben.

Nach einer halben Stunde hatte ich meinen Koffer gepackt und war reisefertig. Wir ritten zunächst zur Stadt Phönix, um unsere Vorräte zu kaufen, dann wollten wir uns nordwärts, in die Berge, wenden.

Ich hatte vor dem Abreiten einigen Eifer geheuchelt, meinen Cowboy zu suchen, um ihm persönlich von meiner Abreise Kenntnis zu geben, doch war ich nicht allzu betrübt, ihn nicht finden zu können. Ich ließ ihn durch einen gemeinsamen Freund von meiner Abreise benachrichtigen. Weniger angenehm war mir, daß Frank mich höchst besorgt fragte, ob ich wirklich mit dem Strolche mich eingelassen hätte

und mit ihm in die Wildnis wolle. Der Kerl drehe mir gewiß den Hals um oder spiele mir sonst einen Streich. Ich wurde etwas grob und sagte einiges von Verleumdung und Anschwärzen, doch als ich bald darauf neben meinem Genossen herritt, mußte ich mir sagen, Frank habe eigentlich so sehr unrecht nicht gehabt. Der Kerl war mir widerlich in jeder Faser, aber ich hatte mich nun einmal mit ihm eingelassen und hatte „to make the best of it".

Ich versuchte als erstes einiges über den Lebenswandel meines Freundes zu erfahren, denn obschon, oder gerade weil er fortwährend über sein verlorenes Geld und Stelle jammerte, glaubte ich die ganze Geschichte nicht. Ein erfahrener Cowboy wird nicht gerne von seinem Dienstherrn entlassen. Ich fand heraus, daß er einige ziemlich unklare Geschäfte an Hand hatte, deren Natur auf ein plötzliches Verschwinden aus dem vorigen Aufenthaltsorte schließen ließ.

Obgleich wir nahe der Stadt waren, wollte er durchaus nicht die Nacht dort verbringen, wenn schon ihn die Spielhöllen und der reichlich fließende Whiskey ungeheuer lockten. Er wurde plötzlich sehr sparsam und meinte, das Kampieren sei doch viel billiger. Ich war über diese Sparsamkeit auf meine Kosten natürlich entzückt, worauf wir denn unser Lager einige Meilen vor der Stadt aufschlugen. Dabei konnte ich die Geschicklichkeit bewundern, mit der ein Cowboy es sich bequem machen und ein gutes Essen kochen kann.

Die Pferde wurden abgesattelt, in einem nahen Bache getränkt und dann sich selbst überlassen, während mein Freund bald ein gutes Feuer zustande brachte, in dem er Brot backte und aus Mehl und Milch, die wir bei einem Farmer erbettelt hatten, einen sehr genießbaren Brei zubereitete. Daß das Kochgeschirr ꝛc. sehr schmutzig war, übersah ich höflicherweise, indem ich mich tröstete, daß das alles am nächsten Tage besser werde. Das Bett wurde kunstgerecht gefaltet, zu Häupten legten wir die Sättel, mein Mann seinen Winchester-Karabiner zur Rechten und dann versuchten wir zu schlafen. Es gelang uns aber nicht, denn wir hatten offenbar beide unsere Gedanken. Mir war es im höchsten Grade widerlich, mit dem Kerl unter einer Decke zu schlafen und ich machte Pläne, wie ich mich auf schickliche Art von ihm trennen könne, während er wohl an ähnliches dachte oder an seine verlorenen Ersparnisse. Ich sah lange in den wunderbar klaren Sternenhimmel, bis ich endlich einschlief, um bald durch einen heftigen Fluch meines Gefährten wieder geweckt zu werden. Ein Pferd stieß die erbärmlichsten Klagelaute aus und der Besitzer desselben wurstelte sich unter anhaltendem Schimpfen in seine Schuhe, um nachzusehen. Es war aber nichts passiert und er kam bald zurück mit der Behauptung, das Pferd hätte einen bösen Traum gehabt. Böse Träume schienen diese Nacht in der Gegend herumzuflattern, denn es erging mir später nicht besser und der große schwarze Hund

hatte fortwährend irgend etwas im Dunkel anzuknurren. Es wurde, wie üblich, recht kalt und daß mein Freund die Neigung hatte, alle Decken an sich zu ziehen, hielt mich nicht wärmer. Ich erinnere mich hier einer Nacht, in der ich es einem Jugendfreunde ebenso gemacht hatte, in der Idee, er werde sich wohl für sein Recht wehren. Das hatte er damals, zu meinem innersten Aerger, nicht getan, ich beschloß, mich männlicher zu benehmen. Demnach zog ich den mir gebührenden Anteil der Decke zu mir, der andere dieselbe wieder zurück, durch welches Spiel der Schlaf nicht schneller angelockt wurde. Ich fror und schäumte vor Wut, der Nachbar fluchte, es sei die ungemütlichste Nacht, die er je verbracht hätte.

Zuletzt fand ich, der Gescheitere gebe nach und erwartete bei einem kleinen Feuer den Tagesanbruch. Der andere schien den ersehnten Schlaf nun gefunden zu haben, denn es war schon spät am Morgen, als er seinen halbkahlen Schädel aus den Decken streckte und sich nach längerem Grunzen und Seufzen erhob. Auf mein eifriges Drängen hin waren wir gegen 10 Uhr marschbereit. Mein Plan war, rasch unsere Einkäufe in der Stadt zu besorgen und dann endgültig abzureiten. Mein Freund ging mit Begeisterung auf meine Idee ein, doch wollte er um keinen Preis sich in der Stadt zeigen. Er sei nicht angezogen, es sei zu riskiert mit den Pferden, und was dergleichen faule Ausreden mehr waren. In weitem Bogen umritten wir den gefährlichen Ort,

um bald darauf wieder zu kampieren. Ich sollte in die Stadt reiten, um die Einkäufe zu besorgen, dann würden wir weiterreiten. Als ich zurückkam, war er schon wieder am Kochen, offenbar sein liebster Zeitvertreib. Auf meine erstaunte Frage, wann wir dann aufbrechen würden, kam er plötzlich mit dringenden Geschäften, die er in der Stadt hätte, er wollte aber erst bei der Dunkelheit denselben nachgehen. Mein Verdacht schien sich zu bestätigen, zudem paßte mir die langsame Reiserei nicht und ich erklärte, ich wolle auf jeden Fall am andern Morgen weiterziehen, ich würde meinen Weg wohl auch ohne ihn finden. Er heuchelte große Betrübnis, sträubte sich aber nicht sehr gegen meinen Plan.

Wie ich erwartet hatte, kam er denn auch nachts aus der Stadt zurück mit der Nachricht, er müsse am andern Morgen nochmals hin.

Diesmal machte ich mein Bett für mich allein, wir schliefen beide besser, ich im fröhlichen Gefühl, andern Tages frei zu sein.

Am Morgen nahm ich seelenvergnügt Abschied von meinem Begleiter, der mich ermahnte, ja nicht allzu schnell zu reiten, damit er mich einholen könne. Das habe ich ihm aber nicht versprochen, im Gegenteil, ich ritt so scharf wie möglich, bis ich Peoria (Illinois) erreichte, eine Bahnstation bei einem Hause und einem Stall. Dort fand ich Unterkunft.

Eine liebenswürdige Eigenschaft hatte der Mann übrigens besessen, denn bei aller Grobheit war er geradezu rührend zärtlich mit seinen Pferden und

seinem Hunde. Daß er sie fortwährend mit den fürchterlichsten Höllenstrafen bedrohte, war nicht von Belang, denn es war der Ersatz für andern Gesprächsstoff. Da die Pferde ihm nicht antworten konnten, war naturgemäß die Konversation eine einseitige. Doch wir wollen die dunkle Person und das unliebsame Intermezzo vergessen, aus dem ich nicht als Sieger hervorgegangen bin.

Das Pensum des nächsten Tages war ein Ritt durch die Wüste, der Bahn entlang. Wenn auch die „edle Einfalt und stille Größe" der Landschaft einen anhaltenden Genuß gewähren, dessen man nie müde wird, ist doch einige Zerstreuung recht willkommen. Man wird dieselbe am angenehmsten in seinem Pferde finden, weshalb man mir verzeihen möge, wenn ich dem braven Tier, das mich über so viele hundert Meilen getragen hat, einige Zeilen widme. Das tugendsame, träge und ewig hungrige Wesen hat mir viel Spaß, aber noch viel mehr Aerger bereitet, und beides war ein Zeitvertreib.

Bei dem beständigen Zusammenleben lernt man sich gegenseitig ziemlich genau kennen, wobei ich täglich mehr über die offenbare Intelligenz meines Pferdes erstaunte. Zweifellos sind die in der Wildnis aufgewachsenen Pferde geistig viel regsamer als unsere Stalltiere. Das zeigt sich besonders in der Vorsicht, mit welcher sie sich im Terrain bewegen und in der erstaunlichen Schnelligkeit, mit welcher jedes Hindernis erblickt und jede Gefahr erkannt wird.

Der eigentliche Wüstenboden z. B. ist zum schnellen Reiten der denkbar ungünstigste, indem er stellenweise von Kaninchen wie ein Sieb durchlöchert ist. Diese Löcher bilden natürlich eine große Gefahr für Roß und Reiter, und jeder schnelle Galopp wäre ein lebensgefährliches Unternehmen, wenn nicht das Pferd an äußerste Vorsicht gewöhnt wäre. Demnach überspringt oder umgeht es alle verdächtigen Stellen und es ist mir nie passiert, daß ich eingebrochen oder gar gestürzt wäre.

Ueberhaupt ist der sichere Gang der Pferde geradezu verblüffend für jemanden, dem man in der Reitstunde lehrte, daß Kopfstellung alles ausmache und daß man mit den Zügeln ein Pferd vor dem Stolpern bewahren könne und was dergleichen Dogmen mehr sind. Es mag das vielleicht richtig sein bei unserm Pferdematerial, aber Kopfstellung und Zügelführung kennt der Cowboy nicht. Bequem und natürlich, wie er selbst im Sattel sitzt, soll auch sein Pferd gehen. Darum knüpft er die Zügel zusammen und hängt sie an den hohen Sattelknopf oder über den Arm. Trotzdem kommt er da an wo er will und sein Pferd geht den denkbar sichersten Tritt. Es ist mir nie vorgekommen, daß mein Gaul, selbst bei langen Ritten, gestolpert wäre.

Wenn ich auf diese Weise die Munterkeit des Pferdes beobachten konnte und seine offenbare Intelligenz, so war ich anfangs doch sehr oft unfähig, geringe Tücken des Tieres damit zu vereinigen, bis ich langsam lernte, den feinen Gedankengängen der

Tierseele zu folgen, von denen eben in Ermangelung der Sprache nur die Endresultate erkennbar sind. Immerhin konnte ich die plötzlichen Gelüste des Pferdeherzens nicht immer gutheißen und das führte zu häufigen Konflikten, die aber nie eine gehässige Form annahmen.

Der Spaß begann meistens schon am Morgen beim Satteln. Durch Zähnefletschen, und wenn das nichts nützte, durch einen leichten Biß in den linken Arm, bittet er mich, ja nicht zu eng zu gurten. Ich lasse mich aber durch die drohende Bitte nicht einschüchtern, habe auch die Genugtuung, daß nach einigen Wochen das Pferd diese Gewohnheit aufgibt mir gegenüber.

Dann kommt die peinliche Pflicht, das Pferd vom Stalle und besonders von der Krippe loszureißen. Es wendet sich zwar sehr gerne, kehrt aber wieder ebenso gerne um, sobald Gelegenheit sich bietet. Sicher findet sich die wieder beim Aufsteigen und nur durch sehr fühlbare Ueberredungsmittel kann ich ihn überzeugen, daß die Krippe leer, wirklich ganz leer sei. Also gut und mit steifen Schritten setzt er sich in Bewegung.

Beim nächsten Querweg schwenkt er aber mit größter Sicherheit ab und geht sehr entschlossen dem nächsten Hause zu. Er ist heute nicht in der Wanderlaune und findet, es sei am besten, möglichst bald wieder zum Futter zu kommen. Ich bin nicht der gleichen Meinung, weßhalb sich ein kurzer Kampf entspinnt, aus dem ich als stolzer Sieger

hervorgehe, während das Pferd sich mißmutig vorwärts schiebt, das linke Ohr gespitzt, das rechte flach zurückgelegt. Es ist sichtlich wütend. Aber auch ein Pferd kann nicht ewig grollen und langsam wird der steife Leib weicher und die Schritte länger. Wenn ich aber glaube, die Sache sei für heute gerettet, so irre ich mich, denn beim ersten Graben fällt ihm sein Elend wieder ein und mit blitzschneller Wendung macht er kehrt und trabt mit der größten Seelenruhe zurück. Diesmal entspinnt sich ein längerer Kampf, in dem ich die stärksten Argumente anwende. Kleinmütig klettert der Gaul am Schluß der Unterredung durch den Graben und ergibt sich nach längerem, nicht immer melodischem Grunzen in das Unvermeidliche. Es geht dann eine kurze Zeitlang ziemlich gut, nur findet er immer, daß der Schritt, und zwar ein denkbar langsamer, die bequemste Gangart sei.

Inzwischen habe ich meine Pfeife angezündet und damit hat sich auch die gelinde Erregung gelegt, in welche ich durch die Differenzen mit meinem Pferde geraten bin. In dieser Stimmung male ich mir denn schon am Morgen aus, wie herrlich es abends im Bett sein werde und welche herrlichen Gerichte ich mir zum Nachtessen leisten wolle und dergleichen Phantasien mehr.

Die Ahnung von Weg, der ich folge, ist nur undeutlich im Sande erkennbar, weßhalb es mich stört, daß das Pferd plötzlich seinen Schritt verzögert und mit mißtrauischem Schnauben seitwärts drängt.

Ich kann mir nur denken, daß irgend ein wildes Tier in der Nähe sei, und wenn ich mich nicht vor mir selbst schämte, würde ich meine Pistole bereit machen. Immerhin halte ich scharf Ausschau und reite aber gerade aus, bis das Pferd plötzlich stehen bleibt.

Nirgends ein Laut, leise zitternd steigt die heiße Luft vom Boden auf und in diesen Wellen verschwimmen die Gegenstände in der Ferne, während rings um mich her sich nichts zeigt als Dornenbüsche und Sand, brauner, trockener Sand. Nur etwas abseits liegt ein Skelett, dessen reine Knochen hell durch die Büsche scheinen und der bleichte Kuhschädel gähnt in lächerlicher Schrecklichk.... Das Pferd schnaubt dieses so gewöhnliche und doch in diesem Falle eindrückliche Bild entsetzt an und nur meine Sporenstöße bewirken, daß es sich zitternd dem gefürchteten Objekte nähert, um dann in ungeheuern Sätzen daran vorbeizueilen. Damit ist seine Trägheit endgültig überwunden und wir streben in regelmäßigem Trabe, der nur durch einen gelegentlichen Galopp unterbrochen wird, dem Ziele zu.

Gegen Mittag mache ich Halt, mitten in der baumlosen Ebene, um abzusatteln. Nachdem das Pferd sich im warmen Sande genügend gewälzt hat, knappert es an den dürren Büschen ein spärliches Mahl zusammen. Mir muß eine Pfeife die Mahlzeit ersetzen, weswegen ich auch viel früher zum Aufbruch bereit bin als mein Pferd, das sich jedoch mit Ergebung unter den Sattel bringen läßt und dann

mit hängenden Ohren weiterzottelt. Aber dann macht sich allmählich seine Ermüdung bemerkbar, der Schritt wird kürzer, die Galoppsprünge härter, nach etwa drei Stunden steige ich ab, das Pferd zu entlasten. Dies ist eine große Erfrischung für Roß und Reiter, doch hilft auch das nicht mehr viel und mühselig schleppt sich der Gaul vorwärts bis gegen Abend.

Allein die Dunkelheit belebt ihn neu. Er weiß, daß das Pensum des Tages bald zu Ende gehen muß, so oder so, und wenn er gar von ferne Wasser riechen kann, strebt er voran mit frischen Kräften, mit immer wachsender Schnelligkeit und trägt mich rasch durch die letzten paar Meilen. Mit behaglichem Grunzen reibt er dann am Ziel den heißen Rücken am Boden, nimmt dazwischen ein Maul voll Futter, um sich wieder zu wälzen, bis das nasse Fell trocken ist. Darauf beginnt er mit Ernst die Mahlzeit, an welcher er bis spät in die Nacht kaut.

Anfangs hatte ich große Mühe, das Pferd hinter mir her zu führen, sobald ich abgestiegen war, glaubte es sich zu einem faulen Schneckengange berechtigt, aber diese Idee trieb ich ihm gründlich aus, hatte sogar die Genugtuung, daß nach einigen Monaten das Pferd mir überall hin nachfolgte, sobald ich ihm nicht die Zügel über den Kopf streifte. In dieser Weise kletterten wir oft tagelang in den Bergen, doch konnte jederzeit ein besonders saftiges Kräutlein seinen Gehorsam überwinden und ihn zu behaglichem Weiden verleiten. Ich hatte dann natürlich zurückzugehen und ihn zu

holen, was selbstverständlich enorm zu meiner Erheiterung beitrug.

An dem Tage war ich schlecht geritten. Die Eisenbahn diente mir als Wegweiser. Doch war schon starke Dämmerung, als ich auf einem Bahnpfosten las, daß noch 8 Meilen mich von meinem Ziele trennten. Dies war mir darum unangenehm, weil Neumond war und wenn ich den ganzen Tag hindurch über ebenen Boden geritten war, so wurde jetzt das Terrain sehr unruhig, gebrochen, indem tiefe Wasserläufe sich durch die Wüste wanden, mit steilen Ufern. Die Dunkelheit verhinderte ein Reiten, denn nur mit größter Vorsicht bewegte sich der Gaul, auch war es nicht leicht, den Bahnkörper nicht aus den Augen zu verlieren. Dazu stunden den Cannons entlang und in denselben hohe Büsche, welche die Aussicht hinderten. Mit Mühe folgte ich der Bahnlinie, den derselben entlang führenden Pfad hatte ich lange verloren, weshalb ich die steilen Ufer auf und ab zu klettern hatte, in der Dunkelheit eine mühsame und anstrengende Sache. Langsam sank die Nacht über die Wüste, das Gold am Himmel verdunkelte sich zu Rot, dann Purpur, während dunkelviolett die Schatten aus den Falten des Bodens, aus den Bachbetten und aus den Büschen herauswuchsen. Immer mehr verschwammen die Formen der Ebene, dichter wurde das Dunkel, bis ich zuletzt vor einem schweren, schwarzen Vorhange tappte, über dem ein fahlgrauer Himmel lag, wie eine flache Decke, aus

der unzählige Sterne herunter blitzten. Aus dem Dunkel tönten die Stimmen der Wüste, unnennbare Laute, manchmal wie ferne Glockenklänge, die zu einer Melodie sich zu einen schienen, um dann plötzlich auszusterben zu unheimlicher Stille, aus der nur hie und da das lachende Schreien eines Wüstenvogels drang.

Ich weiß nicht, ob es Einbildung ist, ob in der großen Einsamkeit das Blut uns Töne vorzaubert, oder ob es das Leben der zahllosen Nachttiere ist, jener scheuen, geheimnisvollen Wesen, deren Treiben doch sich zu leisem Summen, Schwirren und Klingen ansammelt, das wie ferner Orgel- und Glockenton uns in die Seele tönt. Eine Scheu vor Lauten bemächtigt sich unser, eine Verehrung für das dunkle Geheimnis der Nacht, das uns jeden harten Laut als profane Entweihung der heiligen Stille empfinden läßt. Man möchte am liebsten sich niederlegen, um lautlos der Ruhe zu lauschen. Und dennoch eilt man vorwärts, aber mit weichen leisen Schritten, und wenn ein Stein in die Tiefe rollt, zuckt leiser Schreck durch die Brust. Auch das Pferd scheint ähnlich zu fühlen, denn kaum hörbar ist das leichte Aufschlagen der Hufe auf dem Kies. Mit aller Macht durchsucht das Auge die Umgebung, aber kaum ein heller Fleck zeigt sich, das Dunkel scheint sich vor dem Blick noch zu vertiefen und wirr zucken die Silhouetten der Büsche am Himmel auf und ab.

Aus einem tiefen Bachbette schien rotes Licht.

Ich näherte mich vorsichtig und sah in der Schlucht einige mexikanische Bahnarbeiter um ein Feuer gelagert. Ich hielt es für weise, mich ebenso sacht wieder zurückzuziehen. Dann folgte ich einem hellen Sterne nach Nordwesten. Von der Bahnlinie war ich schon lange abgeirrt. Ob ich mein Ziel heute noch errreichen würde wußte ich nicht, doch hielt ich die Richtung inne und zu meinem Vergnügen sah ich nach langem Wandern in der Ferne ein Licht, so daß ich in später Stunde mein Ziel erreichte. Es war eine Bahnstation und zwei Häuser, doch konnte ich mein Pferd füttern und tränken, während ich mich mit einer Sardinenbüchse und einigen Biscuits und einem großen Stücke ungezuckerter Chokolade zu begnügen hatte der späten Stunde wegen. Dann setzte ich mich in die Wirtsstube, wo ich mit einigen Whiskeys das Ganze hinunterschwemmen konnte und satt wurde. Im Nebenzimmer sang eine junge Dame die letzten musikalischen Neuheiten, welche ich zwar schon vor zwei Jahren in New York gehört hatte. Doch gefielen sie mir nicht übel, ich fand sie sogar wieder sehr hübsch und legte mich durchaus befriedigt in einem alten Schopfe auf meine Decken. Die Chokolade konnte ich mit bestem Willen nicht zum zehnten Teil verzehren, trotzdem ich mir einredete, sie schmecke sehr interessant. Ich sagte mir jedoch, daß sie jedenfalls ein sehr nahrhaftes Ding sei und beschloß, sie für Notfälle in der Tasche mit zu tragen. Ich tat das auch und sie war berufen, in den

nächsten Tagen eine nicht unbedeutende Rolle in meinem Leben zu spielen.

Nachts war ein leichter Regen gefallen. Als ich am Morgen wegritt, hatte sich der bis anhin immer klare Himmel mit grauen Wolken überzogen, die Erde „grundelte" wie nach einem Gewitter und ich sah, was ich gestern in der Dunkelheit nicht hatte bemerken können, daß ich den Bergen beträchtlich näher gerückt war.

Die flache Wüste lag im Süden, ich befand mich in einem welligen, von vielen Cannons durchrissenen Terrain, einige hohe Felszacken waren in der Nähe. Man sagte mir, ich möge nur der Bahn folgen, doch das war keine leichte Aufgabe, da die Linie auf ungangbaren Brücken über tiefe Schluchten führte. Ich hatte dieselben zu umgehen, teilweise zu durchsteigen und dies führte mich so kreuz und quer, daß ich nach zwei Stunden nicht viel von meinem Ausgangspunkt entfernt war. Endlich sah ich von weitem zwischen hohen Kaktusstämmen das vom Reisenden sehr beliebte Kreuz, auf dem die Inschrift steht: Railroad Crossing. Dorthin strebte ich und nach mehreren halsbrecherischen Klettereien, bei denen mein Gaul mir vertrauensvoll folgte, gelangte ich zu dem Zeichen und fand dort auch einen deutlichen Weg, der sich, zweckmäßiger als ich es getan hatte, durch die vielen Flühe und Täler wand. Dann führte er in ein Strombett, dem er lange folgte. Es war ein tiefer Cannon, zu beiden Seiten von senkrechten Felsen eingerahmt, auf deren rotem Ge-

stein saftig grünes Moos wuchs. Spärliches Wasser floß durch den weichen Sand, hie und da die ganze Breite des Tales überschwemmend. Um das Pferd zu schonen, watete ich geduldig durch den Sand, doch konnte ich mich nicht entschließen, auch das Wasser zu durchwaten. Die schmäleren Läufe übersprang ich, allein mein Gaul fühlte sich dann meistens nicht geneigt, mir zu folgen. Ich mußte wieder zurückhüpfen, wobei ich gewöhnlich im Wasser landete und ihn hinüberreiten. So drohte dieser Morgenritt zu einem endlosen Auf- und Absteigen zu werden, bis mir die Geduld ausging und ich im Sattel sitzen blieb. Nach einiger Zeit verließ die Straße den Wasserlauf, um durch ein weites fruchtbares Tal die Höhe zu erreichen. Damit verließ ich die Weidegründe, um in die Dünendistrikte einzutreten, die sich denn auch gleich durch vielfache Steinmännchen erkennbar machten. Diese Zeichen werden von den Prospectern errichtet, in dieselben ein Pfahl mit ihrem Namen gesteckt und so der Ort markiert, auf den ein „Claim" aufgestellt wird. Dieses bedeutet, daß der betreffende Prospector hier eine Mine vermutet und daß diese Stelle in seinen Besitz übergeht, bis er seine Rechte an eine Minengesellschaft verkauft hat innerhalb einer gewissen Zeit, oder selbst die Ausbeutung der Mine in die Hand nimmt.

Bald kam ich auch an einigen kleineren Minen vorbei und nach Mittag hatte ich Dickenburg, eine Minenstadt, erreicht. Daß diese Orte in kurzer Zeit entstanden sind und ebenso rasch wieder verlassen

werden, zeigt sich deutlich, denn geringere Wohnplätze kann ein Weißer kaum errichten. Oft sind die Häuser nicht viel mehr wie große Kisten, deren hunderte aneinandergereiht, trostlose, schmutzige Gassen bilden, in denen sich denkbar unheimlich aussehendes Gesindel herumtreibt. Glücksritter aller Art, Gauner der schlimmsten Gattung, Spieler und Revolverhelden. Alles hockt beschäftigungslos auf den Straßen vor den Trinkstuben und wartet auf die Gelegenheit, einem Fremden das Fell über die Ohren zu ziehen. Ein seltsamer Kontrast zur naiven Gastfreundschaft, welcher man in den Viehdistrikten begegnet.

Ich fütterte hier möglichst rasch und ritt weiter gegen Congreß, Centrum des ergiebigsten Minengebietes. Langsam, aber stetig führte der Weg bergan, von den Hügelrücken bot sich herrliche Aussicht auf die Bergketten im Norden, über die weite Wüste im Süden und Osten, durch welche mich mein Weg geführt hatte.

Unterwegs holte ich einen uralten Prospector ein, der ein winziges Eselein mit desto umfangreicherer Packung unter heftigem Schelten vor sich her trieb. Er klagte mir sein Leid, nämlich, daß das Eselein nie auf dem Wege bleibe. Das Tier denke zu viel, das wäre ja an sich kein Schaden, aber es wolle auch seine Ideen zur Tat werden lassen und das sei so ärgerlich. Wenn ein Mensch denke, so sei das ganz in der Ordnung, aber bei Tieren durchaus nicht. Platsch! zog er dem Tier eine über das geduldige Hinterteil mit einem alten Riemen. Dann

fing er sogleich an, mir eine längere Rede über Gott und Welt zu halten, mit kreischender Stimme, und seine Rede betonte er durch häufiges Prügeln seines Esels, so daß es klang wie anhaltendes Klatschen. Er hatte Darwin und Häckel ꝛc. gelesen, hatte in der Einsamkeit Zeit gehabt, allerlei kuriose Sachen sich auszudenken und sich so ein philosophisches System gebaut, welches der Verwegenheit und Originalität keinesfalls entbehrte.

Sein System gipfelte im Satze, daß der Mensch ja doch nichts anderes als ein Haufe Maden sei und diesen Hauptsatz seiner Rede stieß er mit so wildem Kreischen aus und begleitete ihn mit so fürchterlichem Prügeln seines Eseleins, daß mein Pferd entsetzt über die Blasphemie einen weiten Seitensprung machte, während ich selbst mich vorsichtig zurückzog, teils um einem feinen Sprühregen von Tabakssaft zu entgehen, teils weil er mit dem Riemen allzu drohend herumfuhr. Doch beruhigten wir uns beide, aber es gelang mir nicht, das Gespräch auf ein mir interessanteres Gebiet zu lenken. Ich hatte nicht erwartet, in der Wildnis mich mit einem alten Goldsucher über metaphysische Probleme zanken zu müssen. Momentan war der brave Philosoph außer Arbeit, hatte einst acht Esel besessen und einen nach dem andern aufgegessen. Nun wollte er unbedingt mich begleiten und mit mir in die Wüste ziehen, allein durch jüngste Erfahrungen gewarnt, lehnte ich dankend ab und ritt bald davon. Er kampierte bei einer Quelle, ich erreichte am Abend Congreß, wo

ein recht bescheidenes Hotel mir Unterkunft bot. Den folgenden Tag wollte ich zur Besichtigung der großen Congreß-Goldmine benützen. Beinahe wäre ich aber doch am nächsten Morgen weggeritten, denn ich wurde mit großer Regelmäßigkeit jedesmal wenn ich aus dem Hause trat, von dunkeln Männern angebettelt. Jeder hatte seit zweimal vierundzwanzig Stunden nichts gegessen, was in mir tiefes Mitleid erregte. Allein ich fühlte mich nicht in der Lage, gleich am ersten Abend mindestens sechs starke Männer zu füttern und zog vor, mich früh in ein feuchtes Bett zu legen, um mein weiches Herz nicht länger mißhandeln zu lassen.

Ich hoffte, am nächsten Tage bei Tageslicht werde das Gesindel etwas weniger aufdringlich sein, doch hatte ich mich sehr getäuscht. Von jeder Gruppe, wie üblich im Straßengraben, die ich passierte, löste sich ein Mann los, sein Glück mit mir zu versuchen, während der Rest mit der Spannung des Sportmannes dem Verlaufe des Spieles zusah.

Doch brachte mir meine Standhaftigkeit außer giftigen Blicken den Ruf der Unerreichbarkeit ein, so daß mich am Abend die direkten Bettler in Ruhe ließen. Dafür wurden die Schwindler aggressiv, die noch viel schwieriger wegzutreiben waren. Ungeheure Vermögen waren da zu erwarten für eine Kleinigkeit, wenn ich nur ihrem Rate folgen würde und die und jene Shares kaufe. Allerdings, den Rat gäben sie nicht vergebens und am besten bespräche sich die Sache beim Essen oder wenigstens

bei einem Glase. Man wird mir zugeben, daß die Versuchung eine große war, doch konnte ich derselben leichter widerstehen als einen armen Hungrigen ungetröstet von mir zu lassen. Immerhin blieb ich auch hier standhaft, was mich der dritten und letzten Versuchung würdig machte.

Allerlei fröhliche Männer bemühten sich meine Bekanntschaft machen zu dürfen, um mir von den unbeschreiblichen Lustbarkeiten in der fröhlichen Minenstadt zu erzählen. Da gab es die schönsten Konzerte, die lustigsten Vaudevilles (Fässer voll Spaß!!), Bälle u. dergl., und es gehöre unbedingt zu den wichtigsten Pflichten meines Aufenthalts diese Sehenswürdigkeiten kennen zu lernen. Allein ich erlag auch dieser schwersten Versuchung nicht und wurde von da an als hoffnungsloser Fall aufgegeben.

Sonst habe ich wenig über Congreß zu berichten, denn die große Mine war geschlossen, dazu regnete es und ich fror. Daß ich den schönen Ort gerne verließ, trotzdem eine süßlächelnde Wirtin in auffallend geschmacklosem Seidenkleid und merkwürdiger Haartracht mich zum Verweilen überreden wollte, wird man mir nicht als Verdienst anrechnen.

Congreß liegt an den kahlen Abhängen eines circa 1700 m hohen Plateaus, an dessen Fuß eine Mine sich an die andere reiht. Beinahe jedes Metall wird dort gefunden, in erster Linie Kupfer und Gold. So weit das Auge reicht, sind Maschinenhäuser sichtbar, einige krönen sogar Berggipfel.

Der Charakter der ganzen Gegend ist durchaus verschieden von dem der Ebene. Man könnte sich in der Nähe einer großen Industriestadt glauben, so viel Rauch steigt gen Himmel, während schwere Fuhrwerke Kohlen und andere Bedürfnisse der Industrie auf schlechten Wegen transportieren.

Die Bahn windet sich auf langen Windungen durch die Täler, dem Plateau zu. Ich folgte einem direkten Pfade, anfangs eine breite Straße, auf der zwölfspännige Oelwagen langsam dahinkrochen. Es ist bewundernswert, wie die zwölf Pferde von einem einzigen Manne geleitet werden und wie die Tiere miteinander eingearbeitet sind. Mit bloßem Zurufe bringt der Fuhrmann das Gefährt zum Stehen oder treibt an und bringt die ungeheuer schweren Petrolwagen auf die steil abfallenden Fußhügel zu den Maschinenhäusern.

Ich überholte mehrere dieser Fuhrwerke; da die Straße sehr steil war, ging ich zu Fuß. Das kann aber ein Mann der Gegend nicht verstehen, der findet, ein Pferd sei zur Bequemlichkeit des Reiters da, und der sich mit Seelenruhe den steilsten Abhang hinauftragen läßt, auch wenn er zu Fuß viel schneller voran käme. Ich hatte mir meiner Weichherzigkeit wegen von den Fuhrleuten allerlei spitzige Bemerkungen gefallen zu lassen, da sie alle glaubten, ich wage es nicht, auf das Pferd zu sitzen. „Ob es ein böses Pferd sei?“ „Ob das Pferd schnell laufen könne?“ „Ob es älter wie 30 Jahre sei?“ ꝛc. ꝛc. Da ich mich im Rechte fühlte, ließ ich mich nicht

ärgern, ja, ich empfand sogar eine gewisse Wollust im Gefühle, der Märtyrer einer guten Sache zu sein. Als solcher kam mir auch neuer Mut, der mich mit unvernünftiger Eile das hohe Plateau ersteigen ließ. Doch verlor ich viel Zeit beim Durchtraben einer endlosen Schafherde, deren langwollige Tiere über den auf eigenen Füßen gehenden Menschen ebenso erstaunt schienen, wie die scharfzüngigen Fuhrleute und mich starr angafften. Immerhin wichen sie mir aus und mein Zeitverlust schreibt sich mehr von der Schlüpfrigkeit des Weges her, welche durch eine Schafherde verursacht wird. Uebrigens ist der Duft auch nicht gerade erfrischend.

Diese Schafe werden alle aus den Bergen in die Wüsten der Ebene getrieben, wo die kurzen Frühlingsregen einigen Graswuchs hervorrufen. Dort weiden die Herden, während hunderte von Scherern ihnen die Wolle abnehmen, welche an Ort und Stelle in die Eisenbahn verladen und nach dem Osten transportiert wird.

Ich erstieg durch kahle Täler, in welchen hie und da das Zelt eines Prospecters zu sehen war, die Höhe, von der mich zweifellos eine herrliche Aussicht entzückt hätte, wenn nicht eine wilde, graue Wolke schmerzhaften Hagel auf mich niedergeschmettert hätte. Aber Hagel macht nicht sehr naß; ebenso schnell wie das Wetter gekommen, zog es über mich weg und eine warme Sonne belebte meine etwas gesunkenen Geister bald wieder. Doch war die Gegend weiß überzogen, der Abend setzte mit

scharfer Kälte ein, ich wärmte mich in Birkland mit Behagen vor einem knisternden Kaminfeuer. Birkland ist eine der uns bekannten Bahnstationen, mit dem Unterschiede, daß zackige Felsen die Szenerie bilden.

Ich hatte die warme Ebene verlassen und die Bergwelt betreten, wo noch der Winter herrschte. Darüber konnte am nächsten Morgen kein Zweifel sein, denn ich fror erbärmlich unter einer grauen Nebeldecke, von der losgerissene Fetzen träge zwischen den hohen Felsen hintrieben. Es war ein ungemütliches Reiten über eine unebene Steppe, durch überfrorene Bäche, beschneiten Hügeln entlang. Dann betrat ich ein weites Tal und durch den sich lüftenden Nebel sah ich über eine Waldlandschaft, wie ich sie einsamer und wilder noch nirgends getroffen habe. Außer den Radspuren, denen ich folgte, war von Menschen kein Zeichen zu finden, überall traf der Blick auf graugrünes Knieholz. Starr stand es da wie Krystallnadeln und keines Vogels Stimme oder sonst ein Laut belebte die düstere Gegend.

Die hohen Berge vor mir hatte ich zu besteigen. Ich machte mich ans Werk, bald watete ich im Schnee, doch je höher ich stieg, desto klarer wurde der Himmel und als ich auf der Höhe anlangte am Nachmittag, durchdrang ein mächtiger Sonnenstrahl die Wolken. Damit änderte sich urplötzlich das Bild. Aus dem weißen Schnee strahlten frischgrüne Tannen gen Himmel, und während ein weicher Frühlingswind durch die Nadeln strich und junge

Bäche ins Tal plätscherten, ritt ich unter blauem Himmel über die schwellende Erde nach Prescott, dessen helle Häuser ich von ferne durch den Wald heraufleuchten sah.

Prescott ist nach Phönix die bedeutendste Stadt Arizonas, besitzt eine vergoldete Reiterstatue und viele Wirtshäuser und chinesische Restaurants. Chinesenfutter hatte ich schon seit einigen Tagen nicht mehr genossen. Hier frischte ich die Erinnerung daran wieder auf. Bemerkenswert schien mir, daß am Abend die gesamte Männlichkeit betrunken war. Das wäre mir recht gleichgültig gewesen, wenn mir nicht in seinem heitern Zustande der Fuhrhalter auf meine Frage nach dem Wege einfach erklärt hätte, ich sei verrückt. Eine ebenso betrunkene Menge von Stallknechten jubelte über diesen Witz hell auf und ich muß gestehen, daß ich einigermaßen gekränkt war, denn ich fühlte mich doch zu einer bessern Behandlung berechtigt. Da der Mann aber sehr groß und stark war und noch genügend fest auf den Beinen zu sein schien, wagte ich es nicht, ihm zu widersprechen. So überlegte ich mir denn ernsthaft, ob er am Ende nicht doch Recht haben könnte und alle andern Leute nüchtern wären. Dieses schwierige Problem vermochte ich aber nicht zu lösen und legte mich deshalb betrübt zu Bett, wo ich eine von phantastischen Traumbildern belebte Nacht verbrachte.

Es war darum nicht verwunderlich, daß ich am Morgen frühe aufbrach. Ein Stalljunge gab mir

spärliche Auskunft über den Weg. Von demselben ist wenig zu erzählen, da ich ihn bald verlor. Doch gelangte ich gegen Mittag an eine Bahnstation, wo ich über Nacht blieb. Immerhin hatte ich an dem Tage neben einer wunderbaren Felsgegend eine regelrechte Fata Morgana gesehen. Ich sah nämlich ziemlich nahe bei mir einen Eisenbahnzug vor einem Hügel vorüberfahren. Ich ritt auf das Geleise zu, konnte dasselbe aber zu meiner Ueberraschung nicht finden und entdeckte erst später, daß die Linie etwa 6 Meilen auf der andern Seite des Hügels vorbeiführt, der Zug selbst also von meinem ersten Standorte aus nicht hätte gesehen werden können. Doch war diese Fata Morgana in Arizona eine günstige gewesen und hatte mir den Weg finden helfen, im Gegensatz zu ihrer Cousine in der Sahara, welche, so viel ich weiß, den dürstenden Wanderer auf Abwege lockt.

Ich hatte in Prescott ein Hochplateau erreicht, das sich gegen Norden erstreckt, um dort wieder steil aufzusteigen zum zweiten Plateau, auf dem die Santa Fe-Linie läuft, die ich vor einigen Wochen in Ash Fork verlassen hatte. Das Hochplateau von Prescott ist Prairie, beinahe ganz eben und diese Ebene durchritt ich am nächsten Morgen, mit Ash Fork als Ziel. Ich kam an enormen Viehherden vorbei, beging dabei auch ein scheußliches Verbrechen, dessen Erinnerung mich noch jetzt in schlaflosen Nächten peinigt. Ich fand nämlich eine Kuh an der Bahn liegen, welche von der Lokomotive weggestoßen

worden war und offenbar das Rückgrat gebrochen hatte. Das arme Tier litt fürchterliche Qualen bei seinen vergeblichen Versuchen, aufzustehen. War es Trägheit oder übertriebene Eile, ich schoß das Vieh nicht tot, sondern überließ es dem Hunger, Durst und Wölfen zur Beute. Man soll ja mit seinen Sünden nicht renommieren und ich könnte es füglich lassen, diese peinliche Episode hier zu erwähnen, wenn ich nicht hoffte, daß einer meiner Leser, durch diese Zeilen angeregt, sich in ähnlichem Falle besser benähme.

Wie üblich, verzehrte ich um Mittag ein Stück der ungezuckerten Chokolade. Ich hatte mir das zur Pflicht gemacht und wenn mir an den ersten Tagen die Sache keine große Ueberwindung gekostet hatte, wurde mir da klar, daß das Zeug doch ganz infam schlecht schmecke und daß ich noch einen enormen Vorrat davon hatte. Doch hoffte ich das beste von der Zukunft, nämlich, daß ich den Rest vielleicht verlieren könnte.

Spät am Abend langte ich in Ash Fork, an war sehr mit mir zufrieden und erlaubte mir den Luxus eines guten Essens. Ich hatte so etwas seit sechs Wochen nicht mehr genossen und freute mich so sehr dem Chinesen für einmal wieder entronnen zu sein, daß ich ein anhaltendes Schmunzeln nicht unterdrücken konnte.

Ich hatte schon während des ganzen Tages Regen erwartet, so daß es mich nicht überraschte, als am nächsten Morgen ein kalter Regen zur Erde rieselte.

Ich hätte mich durch denselben nicht aufhalten lassen, wenn ich nicht entdeckt hätte, daß mein Pferd stark gedrückt war.

Das große Segeltuch und die Wolldecke, welche ich mitführte, waren zu schwer für meinen etwas leichten Sattel, so daß der Rücken des Pferdes an zwei Stellen geschwollen war. Diese Tatsache bot mir die Ausrede, einen Ruhetag einzuschalten. Ich verbrachte ihn im behaglichen Hall des Städte-Eisenbahnhotels und betrachtete die schweren Nebelwolken, welche langsam über das 7000 Fuß hohe Plateau hinstrichen. Der Regen hielt an bis am andern Morgen, an dem ich abritt, nachdem ich mein Gepäck per Bahn vorausgesandt hatte. Ich mußte direkt nach Osten reiten, dabei etwa 1000 Fuß steigen. Man hatte mir gesagt, mein Weg folge der Bahn, ich könne ihn nicht verfehlen, allein da die Bahn sich in vielfachen Schlingen zur Höhe windet, führte mein Weg bald ab, so daß ich mich nach Kurzem in einem engen Felsentale befand, — ohne Weg. Ich hielt es für das Klügste, die Höhe zu erklimmen, weshalb ich die steilen Geröllhalden des Hügels erkletterte, das Pferd nachziehend. Aber an ein Plateau schloß sich ein anderes, eine Spitze führte zur nächsten, ich kletterte durch steinige Täler, folgte lange einem gelben Bache, um Mittag befand ich mich hoch über Ash Fork, in der Luftlinie hatte ich erst wenige Meilen zurückgelegt. Aus dem kalten Regen war Schnee geworden, der in feinen Flocken niederfiel, die Aussicht war durch

schwere Wolken verdeckt, ich folgte dem Kompaß, in der Hoffnung wieder zur Bahnlinie zu gelangen. Die trübe Stimmung konnte nicht ohne Einfluß auf meine Laune bleiben, ich fror, war hungrig, ärgerte mich über den Gaul. Ich mußte mir gestehen, daß ich das Unternehmen momentan recht reizlos fände, daß bei dem anhaltenden Schneefall es das weiseste wäre, nach Ash Fork zurückzukehren. Allein ich schämte mich, fürchtete auch, jenen Ort ebensowenig mehr finden zu können, wie mein Ziel. So war es mir denn angenehm, durch einen Riß im Nebel von weitem den Bahndamm zu erblicken. Ich erreichte die Linie nach Ueberschreiten mehrerer Bäche. Derselben folgend stieß ich auf ein Bahnwärterhaus, dessen Bewohner mir zwar den Weg selbst nicht weisen, aber mir mitteilen konnten, Williams, mein Ziel, liege am Fuße des nächsten Berges. Das war wenigstens ein Anhaltspunkt, wenngleich es eine recht unbestimmte Ortsbezeichnung ist, wenn der Berg etwa 2500 Fuß über die Ebene sich erhebt und seine Fußlinie etwa 50 Meilen lang sein mag. Diese Reflexion machte ich allerdings nicht sofort, sondern freute mich, Williams so nahe zu sein. Demzufolge erlaubte ich mir einen kurzen Mittagshalt, in einer Schlucht, wo ich vor dem Schnee etwas geschützt war. Ich verzehrte das übliche Quantum der ungezuckerten Chokolade, wobei ich mit erneutem Bedauern konstatieren mußte, daß das Stück nur unmerklich kleiner wurde.

Unterdessen fiel anhaltend Schnee und wenn

dieser am Morgen noch geschmolzen war, zähen Kot bildend, blieb er jetzt liegen und bedeckte den Boden, die Pfützen, Steine und Bäche. Es war mir darum eine Quelle anhaltender Erheiterung, durch den Schnee durchzubrechen in knietiefe, versteckte Tümpel. Demnach war ich bald bis zum Gürtel durchnäßt und da ich schon vom frühen Morgen an unterwegs war, über Stock und Stein, begann ich starke Ermüdung zu fühlen. Aber es blieb mir nichts anderes übrig, als Williams zuzuwandern, denn das war die nächste Ortschaft. Wie immer in solchen Fällen, freute ich mich dankbar über Kleinigkeiten, welche die Strapaze verzierten. Ich war glücklich, wenn ich vom schlüpfrigen Wiesenboden auf Felsboden kam, wenn an diesen Geröllhalden sich ein Waldboden anschloß, wenn ich in einen Bach nur halb bis zum Knie einsank oder wenn das Wasser besonders melodisch in meinen Schuhen gurgelte.

Doch wollte mein Ziel sich nicht zeigen, obschon ich entschieden den Fuß des betreffenden Berges erreicht hatte und wenn man mir von 23 Meilen erzählt hatte, so schien es mir, ich hätte heute deren mindestens schon 100 zurückgelegt. Ich näherte mich der Bahnlinie wieder, geriet in eine neidische Wut beim Anblick eines schweren Zuges, der anscheinend so mühelos die Höhe erklomm; mein Mißmut machte sich Luft an meinem Pferde, kurz, es ging alles schief.

Gegen Sonnenuntergang war ich am Fuß eines

langen Schneefeldes, das sachte anstieg. Hinter dem Scheitel des Hügels stieg dichter Rauch auf, dort mußte Williams liegen und mit heiligem Eifer watete ich durch den jetzt knietiefen Schnee, meine beste Begeisterung und Kraft daran setzend. Es war ein infam langer und mühsamer Weg, der mir nur durch die Hoffnung auf baldige Erlösung erleichtert wurde, und so mag man sich mein Entsetzen vorstellen, als sich die freundlich winkende Rauchwolke als von einer Vorspannlokomotive herrührend erwies, die hier auf einen Güterzug wartete. Von Williams keine Spur.

Ich setzte mich verzweifelt auf einen Baumstamm, während die Sonne langsam hinter blaugrauen Hügeln versank, langsam, aber sicher, und ein eiskalter Wind über die weite Schneefläche blies.

Dann schleppte ich mich zur Lokomotive. Der Heizer sagte mir, ich hätte noch circa 5 Meilen zu gehen, aber ich hätte dafür eine gute Straße. Fünf Meilen, nachdem ich für die ersten 18 Meilen ungefähr 10 Stunden gebraucht hatte. Aber dafür hatte ich eine Straße. Das war mein Trost, aber er verschwand bald, nachdem ich etwa fünfmal bis zu den Knien in einen Bach gesunken war, einmal sogar bis zu den Hüften. Im letzteren Falle war mein Pferd so erschrocken, daß es stehen blieb, so daß ich das liebliche Gefühl hatte, zu bemerken, wie das Eiswasser in meinen Kleidern langsam höher und höher stieg. Ich habe nie für kalte Bäder geschwärmt, eben gerade weil meinem Leibe die

kalte Nässe sehr unsympathisch ist, aber dieses Erlebnis ließ mir ein Rheinbad bei 9° als warmes Wannenbad erscheinen. Glücklicherweise befanden sich meine Rauchmaterialien auf dem Sattel in Sicherheit. Da langsam auch meine Beinkleider froren, einen steifen Panzer bildend, und es überhaupt recht ungemütlich war, fing ich an, die Situation romantisch zu finden und quetschte dadurch noch einen letzten Tropfen Genuß aus dem Unternehmen. Doch war ich entschieden sehr froh, als ich spät in der Nacht Williams, eine ziemlich große Ortschaft, erreichte.

In derselben befand sich keine Stallung, darum mußte ich erst noch verschiedene Bürger aus dem ersten Schlummer läuten, um mein Pferd unterbringen zu können. Dann legte ich mich bald im Hotel zu Bett und schlief sehr lange.

Der Morgen war strahlend schön. Unter dem klarsten Himmel lag die leicht gewellte Hochebene tief im Schnee, auf dem die dunkeln Tannen scharf sich zeichneten. In der Ferne beherrschten die Aussicht die 6000 m hohen San Francisco-Peaks, an deren Fuß ich heute gelangen wollte. Jetzt hatte ich 20 Meilen zurückzulegen und hoffte das in längstens 5 Stunden vollbringen zu können. Ich brauchte aber deren zehn, doch wußte ich das nicht im Voraus, weshalb ich in bester Laune durch den tiefen Schnee stampfte. Natürlich hatte ich bald den Weg verloren und wenn mich das anfangs nicht hinderte, so wurde das Marschieren doch sehr

beschwerlich, als ich in den Wald kam. Wieder erreichte ich nach Mittag ein Bahnwärterhaus, noch 8 Meilen hätte ich zu gehen, dann würde ich eine Sägemühle erreichen, wo ich die Nacht verbringen könne. Nachdem ich wieder von der entsetzlichen Chokolade gegessen, gings weiter bergan und bergab, über endlose Schneefelder, durch Bäche, über Felsen, es war im Nu Abend, uud doch habe ich nie so ewig lange Stunden verlebt. Immer öfter mußte ich ausruhen, immer tiefer wurde der Schnee. Als die Sonne mit ihren letzten Strahlen die Hügel in zartes Rosa tauchte, sah ich in der Ferne den Rauch der Sägemühle, als es dunkelte hörte ich die Glocke, welche die Arbeiter zum Nachtmahl rief und wußte, daß ich zu spät kommen würde, denn ich brauchte noch mindestens eine Stunde, um das Haus zu erreichen.

Es war eine wehmütige Stimmung, mit der ich im Geiste dem Nachtessen beiwohnte, während ich totmüde mich durch den Schnee kämpfte. Aber alles hat ein Ende, ich erreichte einen Holzzaun, dann die großen Holzlager, zuletzt die Sägemühle. Hier ruhte ich lange aus, bis ich die letzten hundert Meter durchmessen konnte, welche mich noch von den Wohnhäusern trennten.

Zwei junge Regierungsförster hatten mich kommen sehen. Sie empfingen mich herzlich, sorgten für mein Pferd und halfen mir in der liebenswürdigsten Weise, sodaß ich mich bald mit einem schmackhaften Mahle stärken konnte.

Ich befand mich in einer kleinen Stadt aus vielen Holzhütten. In diesen wohnten ca. 700 Arbeiter, welche die Säge zu bedienen haben. Sie sind einem Förster unterstellt und dieser wird kontrolliert von eben jenen zwei Regierungsförstern. Zwei bis drei Arbeiter wohnen in einer Hütte, ihre Mahlzeiten nehmen sie gemeinsam in einer großen Blockhütte ein, in welcher der unvermeidliche Chinese seines Amtes waltet.

Die beiden jungen Herren luden mich ein, den Abend in ihrer Mitte zu verbringen, liehen mir von ihrer trockenen Garderobe, z. B. herrliche Filzschuhe, in denen sich meine geschwollenen Füße äußerst wohl fühlten und hinter einem rotglühenden Ofen, auf einem dicken Schafsfell genoß ich den Rest des Abends in behaglich müder Verfassung.

Nach tiefem Schlafe weckte mich vor Tagesgrauen die Glocke. Von allen Häuschen strömten die Männer zum Eßhause wo bald eine wildbärtige Gesellschaft derber Waldmenschen sich über das Frühstück hermachte. Man sprach wenig, nur der professionelle Spaßmacher ließ seine üblichen Witze los. Bald zerstreuten sich die Leute wieder zur Arbeit.

Ich sattelte mein Pferd, begleitet von einem der jungen Förster ritt ich durch den hier metertiefen Schnee. Nach einer Stunde verließ mich mein Gefährte, während ich mich ergeben in die mühsame Arbeit des Tages fügte, die mir bloß durch den Gedanken erleichtert wurde, daß es für einige Zeit die letzte Leistung dieser Art sein werde. Von

morgens 6 Uhr bis abends 6 Uhr beschäftigten mich die 16 Meilen, den Rest der Chokolade konnte ich am Mittag nicht mehr verzehren und warf sie weg. Dadurch war mir eine große Last von der Seele gerückt und als ich in Flagstaff einritt, durfte ich mir mit Genugtuung sagen, daß ich drei sehr anstrengende Tage hinter mir, und daß ich volles Anrecht auf einige Erholungstage hätte.

Ich benützte die Ruhetage, um eine größere Expedition in das Gebiet der Hopi-Indianer vorzubereiten.



Buchdruckerei zum Basler Berichthaus, Basel.

Felix Speiser.

Reiseeindrücke in Amerika.

Neue Folge.



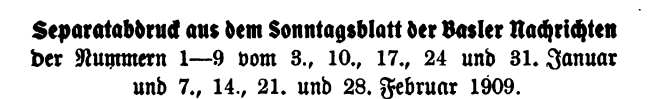
Separatabdruck aus dem Sonntagsblatt der Basler Nachrichten.

Reiseeindrücke in Amerika.

Neue Folge.

Von

Dr. Felix Speiser.



Separatabdruck aus dem Sonntagsblatt der Basler Nachrichten
der Nummern 1—9 vom 3., 10., 17., 24 und 31. Januar
und 7., 14., 21. und 28. Februar 1909.

Von Phoenix, der Hauptstadt Arizonas, nach Norden reitend, war ich Anfang Februar in Flagstaff, an der Santa Fé-Eisenbahnlinie, angekommen und hatte mich dort einige Tage aufgehalten, ehe ich an die Weiterreise dachte.

Mein Plan war, die Hopi-Indianer zu besuchen, welche im Norden des Staates, in der sog. farbigen Wüste (painted desert) wohnen. Sie zählen etwa 2500 Seelen und ihr Gebiet ist rings umschlossen von demjenigen der Navajo-Indianer.

Die Painted Desert dehnt sich ungefähr 300 Meilen nach Norden aus, von der Santa Fé-Eisenbahnlinie und ca. 100 Meilen nördlich von Flagstaff ist die erste Hopi-Niederlassung.

Die Hopis sind sog. Pueblo-Indianer, d. h. sie sind sässig, haben sich in Dörfern aus Steinhäusern niedergelassen und treiben Ackerbau. Völlig von ihnen verschieden sind ihre Nachbarn, die Navajos, Steppenindianer, die früher von der Jagd lebten, heute aber bedeutende Schafherden besitzen und als Nomaden, weit verstreut in der unwirtlichen Wüste mit ihren Schafen dem Wasser und der Weide nachziehen. Sie sind 25,000—35,000 Seelen stark.

In die wasserlose, von Weißen nur sehr selten bereiste Gegend, in welcher kein bedeutender Berg mir als Richtpunkt hätte dienen können, wagte ich mich nicht allein und folgte gerne dem Rate Landeskundiger, mich einem der indianischen Briefträger anzuschließen, die dreimal wöchentlich die Wüste durchreiten, um die Post nach der 90 Meilen (144 km) entfernten Regierungsagentur und Schule Tuba City zu bringen.

Mit einem dieser Indianer sollte mich „Indian Joe" bekannt machen, ein civilisierter Navajo, der in Flagstaff lebte. Jedermann im Orte kannte Joe, war er doch ein beliebter Arbeiter, der durch allerlei nützliche Hausarbeiten wie Teppichklopfen, Schneewischen, Schuheflicken, Felle präparieren rc., sein Leben fristete.

Mit einer Handvoll Cigarren versehen, watete ich denn eines Abends durch den knietiefen Schnee seiner Hütte zu, welche er weit vor dem Städtchen unter einigen uralten Schirmtannen aufgeschlagen hatte. Dort hatten sich einige Mestizen angesiedelt, von denen ein jeder sich ein Bretterhäuschen gebaut hatte, nicht viel größer als ein Hundshaus. Aus allerlei Kisten hatten sie die Behausungen zusammengefügt, so daß an den Wänden bekannte Namen wie „Quaker Oats", „Pears Soap" und dergl. zu lesen waren. Es schien nicht wahrscheinlich daß man in dem gebrechlichen Bauwerke bei beißendem Winde und 16° Kälte behaglich leben könne und ich erwartete denn auch einen unwirschen, in

Lumpen gehüllten Mann zu treffen, als ich an die sorgsam verschlossene Türe pochte.

Ich war darum überrascht, als ich einen warmen Raum betrat, dessen Wände mit schönen Navajo-Teppichen und wertvollen Pelzen behangen waren, in dem ein wohlausgestattetes Lager die eine Wand einnahm, der gegenüber ein Kochtopf über einem hellen Feuer hing. Nachdem der Besitzer die Türe wieder durch ein gegen dieselbe gestemmtes Stück Eisenrohr verschlossen hatte, bot er mir einen Holzblock als Sitz an und fragte höflich nach meinem Begehr.

Joe war ein breitschultriger, untersetzter Mann von ca. 50 Jahren. Seine Gesichtsfarbe war nicht sehr dunkel, seine Haare hatte er kurz geschnitten und gescheitelt; bekleidet war er mit dem landesüblichen blauen Wollhemd und dem roten Schnupftuch als Cravatte, Sammethosen und schweren Wollstrümpfen. Demnach hätte man ihn wohl für einen Weißen halten können, wenn nicht sein breites Gesicht nnd die scharfgeschnittene Nase den Indianer verraten hätten.

In dem kleinen Raume hockten noch etwa drei junge Indianer- oder Mexikanerbursche am Boden (mehr hätte das Zimmer nicht zu fassen vermocht) und musterten mich aufmerksam, dann wandten sie sich wieder höchst interessiert dem Kochtopfe zu, während Joe eifrig einen gelben Teig auswalzte. Zur Eröffnung der Konferenz hielt ich ihm die Cigarren hin. Ich hatte absichtlich nicht allzu-

schlechte gekauft, damit ich selbst auch eine davon rauchen könne, war darum sehr betrübt als Joe vielmals dankend, gleich alle Cigarren nahm und sie sorgfältig in eine Kiste versorgte.

Ich stopfte also meine Pfeife und brachte mein Anliegen vor. Joe war davon begeistert und versprach mir seine Hilfe. Mit dem nächsten Briefträger, der „in zwei Tagen und dann morgen" komme, wolle er reden und ich solle am Abend jenes Tages wieder bei ihm erscheinen, dann werde er uns „vorstellen". Mein Geschäft wäre hiermit erledigt gewesen, aber Joe wollte mich noch nicht fortlassen und erzählte mir in blumenreichem, jedoch gebrochenem Englisch von den Schönheiten und auch den Schwierigkeiten, die ich auf meiner Reise treffen würde. Er begeisterte sich in der Erinnerung an seine früheren Streifzüge und brachte ein lustiges Erlebnis nach dem andern vor, lachte herzlich, so herzlich, wie ich selten einen Menschen habe lachen hören, über seine eigenen Witze, wobei er die linke Hand vor das Gesicht hielt, während er mit der rechten auf sein Knie klatschte. Auch beschrieb er mir ausführlich meinen Weg, doch nützte mir das sehr wenig, weil ich von der ganzen Gegend durchaus keine Vorstellung hatte. Als ich jedoch später jene Strecken durchschritt, fielen mir seine Worte des öfteren ein und ich war erstaunt über die Genauigkeit, mit welcher die Landschaft sich seinem Gedächtnisse eingeprägt hatte.

Dann fing Joe an, mir seine Schätze zu zeigen.

Erst Pelze und Webereien, dann Silber- und Goldschmuck, dann seltene Steine. Er war ein leidenschaftlicher Sammler und hatte in allen Ecken seines Zimmers eine Menge Versteinerungen, denen er die lächerlichsten Objekte zu Grunde legte. Da war eine versteinerte Bärenpfote, eine versteinerte Tomate, Kartoffel rc. Mit mächtigem Gelächter erzählte er, er wolle selbst versteinerte Kartoffeln herstellen und zeigte mir einen künstlichen Aufbau von gewöhnlichen Kartoffeln, den er um die vermeintliche versteinerte hergestellt hatte, damit die frischen Kartoffeln von der steinernen „angesteckt" würden. Derartige Schwänke leistete er sich in Menge und freute sich kindlich über seine Einfälle. Auch erzählte er mir viel von seinen früheren Stammesgenossen, so daß ich erst spät den behaglichen Platz am Feuer verließ, um durch die eisige Winternacht nach meiner Wohnung zu gehen. Während des ganzen Abends hatten die übrigen Anwesenden keinen Laut von sich gegeben und hatten geduldig auf ihr Abendmahl gewartet.

Wenn meinem Pferde die Ruhetage sichtlich zum Wohle gereichten, kann ich das von mir nicht behaupten. Zwar hatte ich mich rasch von den Strapazen der vergangenen Tage erholt und die einzigen Nachwehen war ein unstillbarer Appetit, dem ich zahllose Tafeln Milchchokolade opferte, die merkwürdigerweise in Flagstaff zu bekommen waren. Allein das tatenlose Leben in dem langweiligen Orte war mir eine Qual, da mir nicht einmal die

so tröstlichen Kinematographentheater zur Verfügung standen. Noch deprimierter machte mich das Wetter, das einen dreitägigen Schneesturm brachte, mit 24° Kälte, so daß ich selbst eine baldige Abreise kaum für durchführbar hielt. Am Tage vor meinem Abritt lag der Schnee wohl ³/₄ m tief und die Kälte hatte nur wenig nachgelassen. Der schlaue Wirt benützte diese Umstände, um mir die Gefahren meines Unternehmens möglichst eindrücklich vorzustellen. Er erzählte von allerlei Bekannten, die bei ähnlichen Versuchen ganz oder teilweise ums Leben gekommen seien. Aber mir war die Lust, noch länger in dem öden Flagstaff zu bleiben, gründlich vergangen, auch sagte ich mir, daß da, wo ein Indianer durchkomme, für mich auch eine Möglichkeit sein werde. Darum machte ich mich reisefertig, wozu nicht viel gehörte, denn mein ganzes Gepäck hatte ich auf dem Sattel unterzubringen. Etwas Proviant, 3 Rationen Hafer, ein Segeltuch, eine Wolldecke und einige Kleinigkeiten war alles, was meiner Bequemlichkeit dienen durfte. Mein Gaul war in ausgezeichneter Verfassung, ich selbst sehr tatendurstig, so daß ich mit Ruhe den kommenden Abenteuern entgegensehen konnte.

Am letzten Tage sah ich mich nach meinem roten Gefährten um, fand ihn in einem Laden sitzend, einige verschimmelte Biscuits knuspernd. Er war ein langer Navajo, mochte ungefähr vierzig Jahre zählen, sah aber weder freundlich, noch intelligent aus. Ich versuchte mit ihm zu sprechen,

doch „schnitt" er mich mit indianischer Virtuosität und verstand offenbar kein Englisch. Deshalb mußte ich mich auf den Abend vertrösten, da Joe mich ihm vorstellen sollte. Ich begab mich denn auch in dessen Hütte, wo sich das gleiche Bild bot wie das letzte Mal. Joe sprach lange auf den Mann ein, dieser nickte, Joe sagte mir, ich solle vor dem Postbureau um 7 Uhr morgens bereit stehen und damit war die Sache erledigt. Inzwischen schneite es fröhlich weiter und wärmer war es auch nicht geworden. Da fiel mir ein, daß ich mir ein warmes Kleidungsstück hätte kaufen sollen, denn außer einem dünnen Sweater und einer Sommerjacke hatte ich nichts bei mir. Aber nun war es zu spät und ich hatte die Folgen zu tragen. Die letzte Nacht in einem warmen Bette wollte ich wenigstens noch voll ausgenießen und darum legte ich mich mit besonderem Vergnügen zur Ruhe.

Ein Blick auf das Thermometer am andern Tag belehrte mich, daß es —16° C. sei, dazu fiel ein feiner Staubschnee — vergnügliche Aussichten für die Reise — und als ich durch den etwa metertiefen Schnee nach dem Stalle watete, schien es mir nicht unwahrscheinlich, daß wir anstatt zwei Tage wohl vier Tage unterwegs sein könnten.

Als ich marschbereit war, erschien der Indianer mit dem Postsack, einem unförmlichen flachen Segeltuchbeutel, stark genug gebaut, um den Transport auf dem Sattel während einiger Mondte aushalten zu können.

Mein roter Freund dauerte mich, denn er war noch dünner bekleidet wie ich selbst und wenn mich schon recht fror, so schlugen ihm die Zähne hörbar aufeinander. Allein er schien die Kälte nicht allzu sehr zu empfinden, wenigstens schien sie seiner Zufriedenheit keinen Abbruch zu tun.

Er trug die landesüblichen Sammethosen, ein farbiges Hemde aus Möbelsammet, eine Jacke und darüber eine jener unzerstörbaren hochbewerteten Navajodecken, die von den Indianern selbst aus grober Schafwolle gewoben werden und deren Muster oft einen feinen Formen- und Farbensinn verrät. Diese Decken werden auf eine einfache Art als Mäntel gebraucht, indem man sich dieselben um Leib und Kopf legt und mit einem breiten Gürtel um die Hüften schnallt. Wenn man dann die vorderen Ränder auf der Brust zusammenhält, ist man gegen den Wind vollständig verwahrt, nur erfriert dafür die Hand, welche die Decke zusammenhalten muß.

Auf der Brust und in den Ohren hingen dem Mann farbige Zierrate und Ketten von auserlesenen Türkisen, roten Korallen und Silberwerk. Um die hinten in einen Knoten gebundenen, langen Haare war ein rotes Seidentuch geschlungen, so daß der Indianer recht malerisch aussah. Zu der ganzen Erscheinung paßte aber gar nicht, daß er über seine silberbesetzten Mokassins sich regelrechte moderne Gummigaloschen gebunden hatte. Ein Indianer in Gummigaloschen! Solche kommen in Coopers Romanen nicht vor.

Diese Beobachtung dämpfte etwas die Begeisterung, welche mich ergriffen hatte, aber im Verlaufe der Reise sollte ich noch zur Genüge erfahren, daß man trotzdem ein ganz waschechter Indianer sein kann.

Momentan machte ich mir meine Gedanken über sein Reittier. Es hatte die ganze bitterkalte Nacht im Freien im Schnee zubringen müssen. Das Tierlein war nicht viel größer als ein Kalb und reichte dem Reiter kaum bis an die Brust; man hätte es für unmöglich gehalten, daß es ihn durch 100 Meilen tragen könne. Doch sind alle die Navajopferde sehr klein und leisten trotzdem Riesiges an Ausdauer. Allerdings werden sie nach einem längeren Ritte wochenlang stehen gelassen, da der Navajo immer über etwa 1/2 Dutzend Pferde verfügt. Der kleine Grauschimmel schien durch die Kälte wenig von seiner Laune verloren zu haben und machte sich hastig hinter die drei Handvoll Mais her, welche ihm sein Herr zum Frühstück spendete. Während die harten Körner zwischen den Zähnen des Pferdchens zerkrachten, sattelte der Indianer mit Bedacht, wobei mir auffiel, wie sorgfältig die Decken gefaltet und wie viele unter den Sattel gelegt werden, um ja den Rücken des Pferdes nicht zu verletzen. Der Sattel selbst war aus rotem Leder, mit Messingnägeln beschlagen, unähnlich dem der Weißen, doch hatte er auch das hohe Horn. Ueber den Sattel legte der Indianer den Postsack, auf denselben setzte er sich mit ganz kurzen Bügeln, nahm den ledergeflochtenen Lasso und die Zügel in die

linke Hand, in der rechten schwang er die schwere Peitsche und so ritten wir ab, durch den Schnee und den Schneesturm.

Der arme kleine Grauschimmel legte in gutem Schritte los, obschon er oft bis an den Leib einbrach. Aber seine langbehaarten und doch stahlharten Beinchen arbeiteten unablässig, vor Energie zuckend und der lange Schweif quittierte jeden der Peitschenhiebe, welche in regelmäßigem Tempo ihm über die Flanken sausten.

Anfangs folgten wir der Straße nach Osten, bei einer Sägemühle bogen wir gen Norden ab, um über die Ausläufer der St. Francisco Peaks in die „Painted Desert“ zu gelangen.

Trotzdem ich zwei Paar Handschuhe übereinander angezogen hatte, war es mir nicht möglich, die Zügel zu halten. Ich legte sie meinem Pferde über den Hals und steckte die Hände in die Hosentaschen. Der Indianer hatte keine Handschuhe; wieso er seine Finger lebendig erhalten konnte, ist mir ein Rätsel, denn sobald wir uns gegen die Berge gewendet hatten, setzte das Unwetter neu ein. Ein scharfer Sturm trieb uns spitze Schneekristalle ins Gesicht, daß ich oft die Augen zu schließen gezwungen war; er peitschte den Schnee vom Boden auf, fuhr eiskalt in die Aermel, in den Brustausschnitt des Rockes, knatterte am breiten Rande des Filzhutes und brannte an den Ohren.

Das dauerte Stunde um Stunde und unablässig kämpften sich die Pferde durch den Schnee, stol-

perten über Baumstämme und Wurzeln, versanken in Löcher, erkletterten steile Hügel, einen nach dem andern, bis wir gegen Mittag die Paßhöhe erreicht hatten. Von da an ging es etwas leichter, bergab, in einem majestätischen Urwalde riesiger Tannen, deren schwarzes Grün mit dem Grau des Himmels und dem reinen Schnee im dämmerigen Lichte zu einem Bilde tiefster Einsamkeit und drohender Kälte sich paarten. Es war beinahe keine irdische Landschaft mehr, es war so schaurig, wie ein Bild des Nichts, diese Leblosigkeit, in der die sausenden Schneewolken allein sich bewegten, von einem Hügel zum andern huschend, da eine Tanne verhüllend, dort in wildem Tanze durch die Stämme wirbelnd, während von allen Seiten eine dumpfe Todeskälte uns anglotzte.

Und dieses Gefühl des Verlorenseins verstärkte sich durch die Abwesenheit eines Weges, denn wie zwecklos irrten wir durch den Wald, erstiegen Hügel, um wieder ins Tal zu sinken, bogen rechts und links aus, anscheinend ohne Ziel noch Richtungspunkt, überall die nämliche Oede, durch die wir seit dem Morgen schon ritten und der Sturm ließ nicht nach. Verbissen folgte ich dem Indianer: Wenn das noch lange dauert, wird es eine unerfreuliche Nacht werden, dachte ich, ob er wohl den Weg noch nicht verloren hat! Da tauchte plötzlich aus einer Schneewolke ein roter Fleck auf, ich erkannte einen Indianer in roter Wolldecke, der uns entgegen ritt. Es war der Briefträger, den wir kreuzten,

ein baumlanger Kerl auf einem Maultier. Er war noch dünner bekleidet wie mein Begleiter, denn ihm fehlte sogar der Rock. Man hielt an, während die beiden Rothäute ganz behaglich plauderten, schlugen mir die Zähne aufeinander, denn sobald die Bewegung aufhörte, wurde die Kälte unerträglich. Endlich trennte man sich wieder, bald hatten wir uns im Schnee und Wald aus den Augen verloren, aber die Begegnung war mir eigentlich ein Trost gewesen.

Auf einmal bog mein Führer scharf nach rechts, ritt einigemale hin und her, plötzlich stieg er ab, holte unter einem Busche eine blecherne Kaffekanne hervor, nahm sie schmunzelnd auf den Sattel und weiter gings.

In Flagstaff muß der Sturm noch wilder getobt haben, denn die Besorgnis um uns verdichtete sich zu einem Gerüchte, das andern Tages als Tatsache von den Zeitungen gedruckt wurde. Wir seien im Schneesturm verirrt, ich (nämlich ein junger Mann aus dem Osten) hätte den Indianer verloren und sei erfroren. Einige Wochen später bekam ich jene Zeitungen zur Hand und war sehr froh, daß sie unrecht gehabt hatten.

Beinahe plötzlich hörte es auf zu schneien, der Sturm trieb die letzten Schneewolken über uns hinweg und als wir den Waldrand erreicht hatten, fielen die ersten Sonnenstrahlen auf ein Landschaftsbild, wie ich es noch nie gesehen habe und das in seinem Kontrast zum Schneesturm überwältigend wirkte.

In flachen Stufen senkten sich weite Schneefelder zur Ebene, in deren Grund frischer Rasen den Schnee ablöste. Darüber sank der Blick in die unermeßliche Weite eines Hochplateaus, das wie ein Opal in allen Farben schillerte vom zartesten Rosa bis zum feurigsten Rot, von Himmelblau zu dunkelm Violet. Durch alle Schattierungen von Braun zu sammetweichem Purpur lagen runde Hügel zwischen steilabfallenden Plateaus und fügten ihre Farben zu immer neuen Zusammenstellungen, in der Nähe in den kräftigsten Tönen, um in der Ferne zu sanftem bläulichem Rosa zu verschmelzen, über welchem die kühnen Formen einiger Schneegipfel in das Blau des reinen Himmels hineinragten.

Ich war am Rande der „Painted Desert,“ der magisch schillernden Einöde, in deren Farbenmeer ich hineintauchen wollte. Wie in einer Seifenblase spielten die Farben auf der wohl 400 Kilometer weiten Ebene, wechselnd, wie wenn heiße Luft über der Erde flimmerte, daß bald hier ein roter Fels aufglühte, bald da ein blauer Schatten sich tiefer färbte. Nach dem düstern Schneesturm empfand ich die Wärme doppelt wohlig, als ob ich hineinblickte in ein seliges Gefilde, über das laue Lüfte mit leisem Klingen dahinstrichen.

Wie ein Zaubergarten lag die Wüste vor mir, denn ihre Unfruchtbarkeit deckte sie mit dem lockenden Mantel ihrer Farbenpracht. Darum dämpfte eine leise Wehmut mein Entzücken, weil ich den

Augenblick fürchtete, welcher den ganzen Zauber zerstören mußte. Ich scheute den Moment, wo eine brutale Annäherung den Gesamteindruck auflösen würde in eine Summe einzelner Erscheinungen, um das herrliche Bild als hohlen Schein zu entlarven; ich wurde der Dreistigkeit des Menschen bewußt, der in die geheimnisvolle Werkstatt der Natur einzudringen wagt und begreifen will, was nur empfunden werden kann.

Aber dennoch hätte ich mit niemand tauschen mögen, als ich in den schon sehr schrägen Sonnenstrahlen langsam aus meiner Erstarrung erwarmte.

Der Indianer grinste vergnügt, schon hatte er abgesattelt und schleppte einen dürren Busch herbei. Mit überraschender Geschicklichkeit war es ihm gelungen, trotz dem Winde Feuer zu machen, er füllte die Kaffeekanne mit Schnee und kauerte selbst im Schnee, um ein Stück Fleisch zu braten. Mir sah es aus wie ein Stück Leder, an welchem einige Rippen hingen und sehr weich war es auch nicht, wie ich später feststellen konnte. Ich begnügte mich mit einer Milchchokolade und versank wieder in die Bewunderung der „Painted Desert," woraus ich durch einen längeren Schlachtgesang meines Begleiters geweckt wurde. Es waren die ersten Worte, die ich von ihm hörte. Auf einer Astgabel hatte er sein Fleisch übers Feuer gehalten, nun schien es ihm gar und während er mit einem krummen Dolch daran ging, es zu zerlegen, sprach er dem Opfer noch seine innigste Teilnahme an der bevorstehen-

den Vernichtung aus. Das Stück Fleisch schien für ihn ein lebendes Wesen geworden zu sein, denn während er es mit Zähnen und Messer bekämpfte, sprach er anhaltend damit, wenn es zähe war mißbilligend, wenn weniger zähe belobigend. Diese primitive Vorstellung belustigte mich ungemein, als er jedoch die Genugtuung über das wohlgelungene Mahl (das was der Deutsche mit: Mahlzeit ausdrückt) durch ungeheures Rülpsen bezeigte, brach ich in nervöses Kichern aus. Dem hatte es wirklich geschmeckt! Dann trank er seinen Kaffee und bald ritten wir weiter, schon war es beinahe Sonnenuntergang. Aber die Luft war rein und wenn auch der Wind sich noch nicht gelegt hatte, war es doch behaglicher als am Morgen.

Merkwürdig rasch wurde die Schneedecke dünner, so daß wir in gutem Tempo die sanft geneigten Flächen hinunter traben konnten und wie die Farben der Painted Desert langsam verblaßten, sanken wir ins Tal; bald schnitten die Umrisse der dunkeln Hügel scharf in das fahle Gelb des Himmels, das nach oben in schweres Blau verschwamm, aus dem die ersten Sterne wunderbar klar hernieder blitzten. Nirgends ein Laut oder eine Bewegung, nur kalter Nachtwind, der um die Felsen strich.

Ich wunderte mich, wo und wie wir wohl die Nacht verbringen würden, aber meinen Führer konnte ich nicht fragen, da er kein Wort Englisch verstand. Unsere Pferde hielten wacker aus, doch war es etwa 10 Uhr, als wir vor einer kleinen

Steinhütte anlangten, einem Unterkunftshause, welches die Regierung einst hatte bauen lassen. Wir waren 14 Stunden im Sattel gewesen, als wir wohl abstiegen und absattelten.

Die Hütte enthielt einen Raum mit Kiesboden und ein Kamin, Holz war keines da. Während ich unser Gepäck hineintrug, tränkte der Indianer die Pferde in einem tiefen Cañon und brachte von dort auch einen Arm voll Eisplatten mit. Die Pferde fesselten wir, gaben ihnen die Hälfte des Hafers und überließen sie sich selbst. Die armen Tiere froren die Nacht durch erbärmlich.

Ich folgte dem Indianer in einen andern Teil des Cañons, wo wir im kalten Mondschein die armseligen Dornbüsche ausrupften für Brennholz. Man zerstach sich dabei die Hände nicht übel und wenn man auch einen riesigen Arm voll Beute zur Hütte trug, war doch der Vorrat zu schnell verascht. Wenn wir überhaupt etwas warmes haben wollten, mußten wir wieder aus der Hütte in den sausenden Wind, um im Halbdunkel in die Dornen zu greifen.

Aber zuletzt gelang es doch, in einigen unappetitlichen Blechbüchsen das Eis zu schmelzen und Kaffee zu machen; die Rothaut briet wieder ihr Ziegenleder, ich etwas Speck, so daß sich bald eine leise Behaglichkeit in den dunkeln Raum hereinwagte, der nur durch das rote Herdfeuer unruhig erhellt wurde.

Mit meinem bischen Speck hatte ich bald auf-

geräumt und was ich befürchtet hatte, geschah. Mein Freund holte eigens ein neues Stück Fleisch, das er sorgsam röstete und mir dann anbot. Es schmeckte besser, als ich gedacht, aber beißen konnte ich es nicht. Er gab mir auch noch etwas anderes, von dem ich erst später erfuhr, daß es indianisches Brot gewesen war. Es war eine Art dunkelgrüner Blätterteig und schmeckte ziemlich nach nichts. Dagegen war der Kaffee vorzüglich; eine Pfeife vervollständigte das Mahl, sodaß wir uns befriedigt in unsere Decken hüllten, als der letzte Dornbusch verglüht war.

Es war nicht gerade warm, aber ich hatte im Süden unbehaglichere Nächte verbracht. Darum überraschte es mich, als der zähe Indianer mich des nachts mehrmals weckte mit dem Seufzer: „Much cold“. Das waren die einzigen englischen Worte, die ich von ihm zu hören bekam.

„Und wenn der Mensch in seiner Qual verstummt, gab mir ein Gott zu sagen wie ich leide.“

Eben war die Sonne über den Horizont gestiegen, als ich die kalte Hütte verließ. Beim mühsamem Holzausrupfen wurde mir bald wohler, auch die Pferde warteten in der Sonne ungeduldig aufs Frühstück, wir tränkten und fütterten sie, dann gab's auch für uns wieder Kaffee und Speck, dann ritten wir ab.

Von Schnee war wenig mehr zu sehen, dafür fehlte aber auch bald jegliche Vegetation. Erst ging's über welligen Kiesboden, dann auf nacktem

Fels, dann wieder über Sanddünen, aber immer abwärts zum kleinen Colorado-Fluß, den ich weiter oben vor sechs Wochen mit der Bahn überschritten hatte.

Dieser Fluß ist ein recht unangenehmes Gewässer, das zu überbrücken bis jetzt noch nicht gelungen ist, das meistens aber ein seichter Bach ist, oft aber in einer Stunde zu einem wilden, lehmigen Strom anschwellen kann, an dessen Ufern der Reisende oft tagelang warten muß. Bei der herrschenden Kälte wäre das durchaus kein Vergnügen für uns gewesen, zumal mein Proviant gerade noch zu einem bescheidenen Mittagsbrot ausreichte.

Wir näherten uns denn mit einiger Spannung dem Flusse, zu dem wir durch einige enge Seitencañons hinuntersteigen mußte. Er sah nicht gerade harmlos aus. Sein weites Sandbett füllte er beinahe ganz und trug große Eisschollen auf den gelben Fluten. In der Mitte trieben sie rasch dahin, an den Ufern drehten sie sich träge oder lagen aufeinandergeschoben da.

Der Indianer stand anfangs unentschlossen; ich ließ ihm gerne den Vortritt. Er versuchte an einigen Stellen das kleine Pferd mit heftigen Peitschenhieben ins kalte Wasser zu treiben. Einigemale mußte er wieder zurück, ich fürchtete, er werde den Versuch aufgeben. Aber er ging nochmals hinein, wurde jedoch von der Strömung stark abwärts getrieben und plötzlich sank das Pferd vorne ein, dann hinten, schon kniete ihm der Reiter auf

dem Widerrist, als es wieder festen Fuß faßte auf einer Sandbank mitten im Fluß. Nun folgte ich und da mein schwereres Pferd der Strömung besser widerstehen konnte, kam ich ohne Fährnisse hinüber. Der andere Arm des Flusses war weniger reißend, dafür tiefer und halb gefroren, sodaß die Pferde durch das Eis einbrachen und das Wasser uns beinahe bis an die Knie reichte. Ueber eine Bank Triebsand erreichten wir das jenseitige Ufer, nun trennte uns kein Hindernis mehr vom Ziele, Tuba City.

Sachte stieg die Wüste von hier gegen die nächsten Hügel empor und dem Laufe des Flusses entlang reichte der Blick in endlose Ferne. Die ganze Wüste soll einst der Boden eines Sees gewesen sein und man hatte auch den Eindruck, als ob erst vor wenigen Tagen die Wasser der Sündflut sich verlaufen hätten, so unberührt und kahl lag die Ebene da.

Wir befanden uns in dem Teile derselben, welcher gestern den wunderbaren Anblick geboten hatte und wenn ich damals gefürchtet hatte, die Farbenpracht werde sich bei der Annäherung verflüchtigen, so hatte ich unnötig gesorgt, denn was ich hier an eindrucksvollen Bildern sehen durfte, läßt sich kaum beschreiben.

Der Boden war dicht bestreut mit großen Blöcken versteinerten Holzes, dazwischen lagen die farbigsten Kiesel, teilweise von einer Glasur überzogen, in der die Sonnenstrahlen sich blendend reflektierten.

Diese durchaus vegetationslose Strecke dehnte sich in leichten Wellen bis zu einigen niedrigen Plateaus aus Sandstein, deren senkrechte Wände von weither orangengelb leuchteten. An deren Fuß vorbeireitend, kamen wir zu Ameisenhaufen ähnlichen Hügeln, an denen Lagen roten und grünen Gesteins deutlich sich malten und wenn hier die Landschaft auf weiche Wellenlinien gestimmt zu sein schien, starrten uns später die senkrechten Wände der abgeflachten Plateaus an. Diese werden hier Mesa genannt, sie fallen steil in die Ebene, sind aber oben ganz flach und bieten den Hopi-Indianern, welche auf ihrem Rücken die Dörfer bauen, durch ihre Unzugänglichkeit Schutz. Sie sind weit verzweigt, hängen aber meistens in einem Centralstock zusammen und bieten etwa das Bild einer Hand, die mit gespreizten Fingern auf die Ebene gelegt ist.

Aber hier war unser Ziel noch nicht, einige der Mesas bestiegen wir auf schmalen Bändern, dann kamen wir in ein Gebiet abgerundeter Geröllhügel. Hier, wo jegliches Vergleichsobjekt fehlte, verlor sich das Gefühl für die Dimensionen vollständig. Ich konnte durchaus nicht beurteilen, ob der nächste Hügel ein Maulwurfshaufen oder ein hoher Berg sei, ein ganz sinnverwirrendes Gefühl. Es folgten wieder weite Kiesfelder, nackte Felsplatten, kleine Cañons, ein abwechslungsreicher Ritt, doch zerstreute uns nie der Anblick eines Lebewesens. Sogar die Kaninchen, welche sonst zu tausenden durch die Wüste huschen, konnten hier ihr Leben nicht fristen.

Ohne einen Moment Ruhe trabten wir dahin und ich begann das kleine Navajo-Pony zu bewundern, welches unter dem schweren Reiter geduldig forttrabte, in dem leichten kurzen Hundetrab, der den wilden Pferden eigen ist, über Geröll, Schieferplatten, durch tiefen Sand, bergauf, bergab, während der Indianer taktmäßig die schwere Peitsche auf seine Flanken fallen ließ.

Allmählich wurde die Gegend zerrissener, die Mesas höher, zuletzt bogen wir in ein enges Tal ein, durch welches ein schmaler Lauf von Schneewasser sich wand. Hier tränkten wir die Pferde, es mochte etwa 2 Uhr sein, es war glühend heiß.

Dem Bache folgend, kamen wir an den Fuß einer Mesa, deren orangengelbe und zinnoberrote Sandlagen in der scharfen Sonne zu glühen schienen. Durch Sandsturm und Regen waren die Wände in der merkwürdigsten Weise ausgewaschen, so daß sich eine Fülle der abenteuerlichsten Formen bot.

Riesige Pfeiler, Strebebogen, Pyramiden lehnten sich an die Hauptwand, stark an einen romanischen Dom erinnernd. Zwischen diesen Pfeilern hatten sich Kessel gebildet, oft nur durch einen ganz schmalen Ausgang mit dem Tal verbunden und darin stunden hohe Säulen, kegelartige Gebilde, Tische, alle gelb und rot gestreift. Aus diesem Labyrinthe ohne Führer den Ausweg zu finden, ist sehr schwer und einige Tage später habe ich mich dort auch gründlich verirrt. Aber mit einem Indianer ist man seines Weges absolut sicher, da ihm

Merkmale helfen, die zu sehen einem Weißen unmöglich ist.

Im schmalen Hauptale bemerkte ich einige Bewässerungsanlagen, bald kam ich auch an einem Stacheldrahtzaune vorbei, das waren sichere Zeichen der Nähe unseres Zieles. Es waren die winzigen Maisfelder, welche den auf der hohen Mesa lebenden Hopi-Indianern ihren Unterhalt bieten.

Es zeigte sich auch bald ein Zickzackweg, der uns an der steilen Wand der Mesa hinaufführte, von dort sahen wir in der Ferne die Ziegeldächer der Agentur Tuba City.

In langsamem Trabe wollte aber mein Navajo nicht einreiten, weshalb er mit der Peitsche noch die letzten Kräfte aus seinem Grauschimmel hervorlockte, so daß wir aus scharfem Galopp unsere Pferde vor der Agentur parieren konnten. Es war 3 Uhr, wir hatten in den anderthalb Tagen 140 km zurückgelegt.

Der Rote gab seinen Postsack ab, ich stellte mich dem Händler vor und bat um Unterkunft. Er war ein zuvorkommender junger Mann, half mir eigenhändig mein Pferd versorgen und empfahl mich seiner liebenswürdigen, feinen Frau zu leiblicher Pflege.

Tuba City war einst eine Mormonenniederlassung gewesen. Diese Sekte suchte sich gerne unwirtliche Gegenden aus, um aus ihnen fruchtbare Gebiete zu schaffen. Aber sie scheinen hier nicht von Erfolg gekrönt worden zu sein. Zudem erkor die Regierung diesen Ort zum Sitz der Agentur und der Schule und

kaufte ihnen ihr Besitztum ab. Von den früheren Besiedlern zeugen heute nur noch einige bescheidene Häuschen und der Name. Heute besteht Tuba City aus den Gebäuden der Agentur, einer Schule und dem großen Kaufladen.

Eine kleine Stunde davon entfernt liegt das Hopi-Dorf Moenkopi und rings in der Steppe, weit zerstreut, wohnen die Navajos. Von denen sind in dem Laden immer etwa ein Dutzend zu sehen, denn dort tauschen sie ihre Erzeugnisse gegen die Waren des Weißen aus. Zu Pferde oder auf kleinen Wagen kommen Mann und Frau und wohl auch Kind heran, mit einer Last Schaf- und Ziegenfelle, mit Ziegenfleisch, oder gar mit den hochgeschätzten Navajodecken. Der Händler, der unter staatlicher Kontrolle steht, kauft ihre Produkte zu bestimmtem Preise und gibt ihnen Geld dafür, meistens aber Waren: Mehl, Zucker, Kleider, Stoffe. Und der Navajo versteht das Kaufen und läßt sich nicht übervorteilen.

Wenn er gerade nichts hat um zu kaufen, versetzt er gern Teile seines Besitzes, hauptsächlich Waffen und Schmuck. Besonders vor Festlichkeiten, Tänzen, füllt sich die Pfänderkiste des Händlers mit jenen Gegenständen, die oft nach Jahren erst wieder eingelöst werden. Man hat hier die beste Gelegenheit, sich den wunderbaren Silberschmuck der Navajos anzusehen. Viele von ihnen sind nämlich sehr geschickte Silberschmiede und aus mexikanischem Gelde und Türkisen verfertigen sie Ringe,

Armbänder, Gürtel, die oft einen hohen Wert re-präsentieren. Besondere Sorgfalt verwenden sie auf die Herstellung der Gürtel, welche alle nach dem gleichen Modelle gearbeitet sind. 7—9 runde Silberplatten von ca. 15 cm Durchmesser werden mit Türkisen besetzt und auf einen schmalen Leder-riemen gereiht, den sich die Männer, meistens aber die Weiber um die Hüften schnallen. Auf den schmieg-samen Leibern sehen die schweren Platten prachtvoll aus. Ich sah einst einen Gürtel, dessen Steine und Silber allein etwa 200 Dollars Wert vorstellten.

Die Armbänder sind gewöhnlich ovale, halb offene Spangen, oft sind sie auch breite Platten, die vom Handgelenk bis zum Ellbogen reichen. Am meisten Phantasie aber entwickelt sich bei der Herstellung der Fingerringe. Gewöhnlich bildet ein besonders schöner Türkis den Schmuck, um welchen sich die Silberfassung schmiegt, welcher alle denkbaren Natur-formen zu Grunde liegen: Schnecken, Schmetter-linge, Käfer, Schlangen, Eidechsen 2c.

Es ist höchst interessant, einem solchen Silber-schmiede zuzusehen, wie er mit den einfachsten In-strumenten, mit einem Kohlenbecken und Blasebalg, die zierlichsten Arbeiten vornimmt, mit einer Ge-duld und Hingabe, die bei zivilisierten Handwer-kern selten mehr zu finden ist. Die Produkte der Navajo-Silberschmiede werden auch in den letzten Jahren vom Publiknm hoch bewertet.

Ich sagte schon, daß man immer vor den Kauf-häusern Navajos sehen kann und für jemanden,

der Sinn für malerische Gestalten hat, kann es wohl keinen erfreulicheren Anblick geben, als jene schlanken und doch soliden und elastischen Menschen, die an- und abreiten. Nachlässig lassen sie sich vom Pferde gleiten, ziehen mit unnachahmlicher Grazie die farbige Decke über die Achseln, legen den Ponies die Zügel über den Kopf und verschwinden im Hause. Während die Reittiere geduldig stunden- oft tagelang am gleichen Fleck stehen bleiben, setzt sich der Indianer in den Laden und mustert die ausgestellten Waren. Hat er sich entschieden, so tritt er zum Tisch und in wenig Worten ist der Kauf abgemacht. Nur das schöne Geschlecht erlaubt sich wie üblich gerne etwas zu feilschen und zu wählen und ich habe öfters die Geduld der Händler bewundert, wenn eine rote Hexe sich alles und jedes zeigen ließ um zuletzt nichts zu kaufen. Daß Wilde Kinder sind, zeigt sich wohl am auffälligsten hier im Laden und durch einige energische Ratschläge kann der Händler meistens einen Entschluß erleichtern.

Frauen kaufen gewöhnlich Haushaltungsartikel, Männer gerne Waffen und Schmuck, am liebsten rote Korallenschnüre, Kinder stehen staunend und gierig dabei und werden vom Händler gelegentlich mit einer Hand voll Zuckerwerk ins Freie geschickt. Da sind Männer, die für ihre Weiber farbige Stoffe kaufen zu Kleidern, auch eine Mutter, die ihrem jungen Sohne, einem prachtvollen Krieger, eine vollständige Ausstattung zusammenkauft, sorg-

lich wählend und vor Vergnügen strahlend, wenn ein dunkelblaues Sammethemde zu seiner braunen Haut zu passen scheint.

Die Navajo-Frauen selbst verstehen es übrigens auch recht gut, sich zu kleiden. Ein geschlossenes, langarmiges Hemde schmiegt sich eng an den Leib, dazu kommt ein farbiger kurzer Rock. An den Füßen tragen sie die weichen Mokassin, die Waden werden mit Tüchern umwunden, in dem Haar, in den Ohren, um den Hals hängt Schmuck aller Art. Zu Pferde sitzen sie wie die Männer und sind kaum von ihnen zu unterscheiden. Gegen den Sonnenbrand reiben sie sich gerne das Gesicht mit roter Farbe ein, eine Sitte, die dem Amerikaner bekanntlich den Namen Rothaut eingetragen hat. Zwischen diesem stolzen Reiterstamme schmiegen sich die zarteren lebhafteren Hopis durch, unscheinbare, aufdringliche Leute. Man kann den Unterschied zwischen einem kriegerischen Nomaden und einem friedlichen Ackerbauer kaum deutlicher vorgeführt sehen.

So bietet sich denn Gelegenheit genug, die Zeit auf eine unterhaltende und instruktive Art zu verbringen und ich habe oft tagelang auf dem Ladentische gesessen und mir das vielgestaltete Treiben der Rothäute angesehen.

Bald nach meiner Ankunft in Tuba City wurde ich gebeten, mich auf der Agentur vorzustellen und meinen Paß für den Besuch der Reservation visieren zu lassen.

Ich hatte keinen solchen, da ich im Süden un-

gehindert die verschiedenen Reservationen hatte durchstreifen können. Ich befürchtete daher, man werde mich mit der nächsten Post wieder aus Tuba City zurücksenden, aber meine Besorgnisse waren grundlos. In freundlichster Weise stellte mir der Agent, nachdem ich ihm meine Pläne vorgetragen hatte, einen Paß aus, ohne den geringsten Ausweis von mir zu verlangen. Einen solchen hätte ich allerdings auch nicht besessen. Ich erwähne dieses durchaus nicht bureaukratische Vorgehen des Agenten hier sehr gerne. Der Paß lautete auf Wochen und gestattete mir den Aufenthalt in der ganzen Reservation; verboten war mir nur der Verkauf von Spirituosen an die Indianer und das Ausgraben von Altertümern.

Meine Absicht war aber nicht, in Tuba City zu bleiben, sondern die Hopi-Indianer kennen zu lernen. Hier war aber nur ein kleines Hopidorf, das erst in jüngerer Zeit entstanden war und deshalb, wie auch durch die Nähe der Schule recht civilisiert war. Ich wollte nach Oraibi, dem größten Hopi Dorfe, 50 Meilen im Osten.

Da erfuhr ich am zweiten Nachmittage nach meiner Ankunft, daß am Abend des folgenden Tages ein großer Tanz in Oraibi stattfinde und da diese religiösen Tänze eine Spezialität der Hopis sind, wollte ich demselben um jeden Preis beiwohnen. Ich mußte dann sofort verreisen, denn um die 50 Meilen zurückzulegen, brauchte ich mindestens einen Tag. Es war Vollmondszeit, wenn keine Wolken auf-

traten, konnte mir der Mond leicht den Weg zeigen. Der Händler riet mir ab, der Weg sei nur schwach angedeutet und schwierig zu verfolgen, wenn ich ihn verlöre, könnte ich mich nicht mehr zurechtfinden, die Wolken würden den Mond verdecken rc. Ich würdigte diese Einwände und bot verschiedenen Indianern Geld, wenn sie mich begleiten wollten. Diese hatten aber schon gemerkt, daß mir an der baldigsten Ankunft in Oraibi sehr viel gelegen war und verlangten so unverschämt hohe Löhne, daß ich auf ihre Führung verzichten mußte.

Ich beschloß darum, den Ritt allein zu wagen, aber so ganz leicht war mir dabei nicht zu Mute. Immerhin sattelte ich sofort, erkundigte mich über den Weg (man sagte mir dabei wie üblich sehr viel nebensächliches und nichts wesentliches) und ritt gegen Sonnenuntergang ab. Abendessen hatte ich keines mehr bekommen, dafür hatte ich etwas Chokolade gekauft, diesesmal süße. Man hatte mir gesagt, ich würde nach etwa 10 Meilen eine alte Holzhütte bei einem Cañon finden, dort wollte ich die Nacht verbringen.

Langsam schlich die Nacht über die Hügel, als ich die Mesa verließ, um im engen Tale dem Fluß zu folgen. Das fahle Licht am westlichen Horizonte verblaßte langsam und ein tiefes Stahlblau schob sich unmerklich über die weite Wölbung. Die ersten Sterne leuchteten auf, die Landschaft verlor ihre Tiefe, so daß die Silhouetten der Bodenwellen sich koulissenartig hintereinander aufbauten, bis allmäh-

ich die vorderen verschwammen und es Nacht wurde.

Plötzlich strahlten tausend Sterne am Himmel, unter dem feine Flaumwolken leise, ganz leise gen Osten strichen. Ich war allein, nur weit hinter mir leuchtete von der Mesa ein rotes Licht aus der Agentur.

Ein hohler, kalter Wind schnob über die Geröllhalden, wie ein hungriger Wolf, rasch die Wärme des Tages verzehrend, daß der Boden fror.

Die Schneekrusten knirschten unter den Füßen, als ich rasch über die vielen Fußhügel der nächsten Mesa wanderte, hinter mir klirrten die Hufe des Pferdes auf dem Felsen.

Ich eilte, um bald die Schutzhütte zu erreichen, um dort bis zum Sonnenaufgang zu rasten. Doch als ich die Höhe erreicht hatte, erlaubte der Boden schnelles Reiten nicht. Beim Schrittreiten fror ich zu sehr, so daß ich weiter zu Fuß ging. Bald löste ich auch die Wolldecke vom Sattel, um sie nach Indianerart als Mantel zu gebrauchen, denn der Wind setzte nur allzu kräftig ein, blies mir kalt in die Kleider, verjagte aber auch das leichte Gewölk, sodaß der Schein des Vollmondes ungehindert über die Hochebene sich ergießen konnte.

Es war ein zauberhafter Anblick, den die großartige Landschaft in dem starken Lichte gewährte. Hinter der steinigen Fläche dehnte sich ein breites Tal, dunkel und doch voll silbernen Lichtes, das als feiner Duft um alle Kanten sich legte, dahinter

andere Mesas, deren Felsplatten wie eine Wasserfläche glänzten, bis da, wo sie in jähem Fall zu Tal fielen; weit, weit weg aber schimmerten im klaren Himmel die Schneegipfel der St. Francisco Peaks, welche aufs doppelte gewachsen bis zu den Sternen zu reichen schienen und aussahen wie ein feiner Bau, aus gewichtlosem Dunste.

Hätte die Kälte mich nicht geschüttelt, so wäre ich hingelegen und hätte gestaunt wie in heiliger Sommernacht. So aber mußte ich im Gehen die Aussicht bewundern und stolperte dann dafür über die Steine.

Einmal kreuzte ich den Weg einer großen Schafherde, dann wurde es wieder einsam und feierlich, wie die hohen Felswände und schwarzen Schluchten, an deren Rand entlang mich die schwachen Radspuren führten. Blendend schien der Mond auf die eine Wand, daß sich die feinsten Spalten deutlich zeichneten, aber umso schwärzer und formloser klaffte die andere Fläche, wie ein unendlich tiefes Loch.

Nach Mitternacht erreichte ich die Hütte am Scheitel eines ungeheuern Kessels, der sich wohl 200 Meter senkrecht zu meinen Füßen öffnete. Die Wände waren rot und gelb gestreift, im Mondlicht konnte ich die Farben deutlich erkennen und drohend schienen die riesigen Felswürfel überzuhängen, daß ein leichter Stoß zu genügen schien, den ganzen Bau in die Tiefe zu stürzen mit unfaßbarem Getöse.

Doch mich fror zu sehr um lange zu phantasieren; ich wollte mich in der Hütte wärmen, aber es sollte nicht sein.

Türe und Fenster fehlten, so daß der Wind nur noch grimmiger durch den Raum pfiff. Immerhin sattelte ich ab, fütterte — und ich hatte ja beim Indianer gelernt, wie man Feuer macht.

Ich fand auch einige Dornbüsche, opferte sogar viel kostbares Papier — aber, ich war noch kein Indianer und zu einer Flamme konnte ich es nicht bringen. Als meine Streichhölzer zur Neige gingen, setzte ich mich resigniert hin und aß die Chokolade. Sie schmeckte beinahe so abscheulich wie die seligen Angedenkens. Als der Gaul gefressen hatte, sattelte ich wieder und zog weiter, da ich das Marschieren dem Aufenthalte in der unwirtlichen Hütte doch vorzog.

Die nächsten Stunden vergingen recht langsam. Später versuchte ich nochmals Feuer zu machen, mit mehr Erfolg. Aber nachdem ich mich einigermaßen ausgeruht hatte, ging ich weiter.

Als der Osten sich zu röten begann, hatte ich den jenseitigen Rand der Mesa erreicht, hier machte ich Rast und während der Gaul sein Frühstück verzehrte, stieg die Sonne wie eine rote Kugel über die langen Bergrücken im Osten, goldene Strahlen in das weite Tal zu meinen Füßen sendend, und am Himmel floh das kalte Blau nach Westen, der Mond verblaßte zu ärmlicher Scheibe und mit ihm die Kälte und das Ungemach der Nacht.

Da legte ich mich in den Schnee und schlief lange.

Beim Erwachen stand die Sonne schon recht hoch, wie spät es war wußte ich nicht, denn meine

Uhr war vor einigen Tagen den Strapazen der Reise erlegen. Es ist anfangs ein unangenehmes Gefühl, ohne Zeit zu sein, gewöhnt man sich aber auch hieran, seinen Tag nicht nach der Uhr, sondern nur nach seinen Bedürfnissen einzuteilen. Doch ist es auf der Reise immer angenehm, zu wissen, wie lange der Tag noch dauert, darum eilte ich den Weg weiter zu verfolgen. Er wurde mir recht lang, besonders da ich durchaus nicht wußte, ob ich ihn überhaupt noch nicht verloren hätte. Deshalb erkletterte ich jede Mesà, die mir den Weg verlegte, um auf jeder nach dem Dorfe auf der Höhe auszuspähen. Allein diese Dörfer schmiegen sich den Formen und Farben der Gegend so eng an, daß sie von Weitem gar nicht zu erkennen sind und ich war froh, als ich an einen Tränkplatz für Schafe kam, von dem ein ziemlich ausgeprägter Weg mich an den Fuß einer Mesa führte, auf deren breitem Rücken ich auch das Dorf Oraibi, meinen zukünftigen Wohnort, fand.

Von der steilen Fluh aus konnte ich weit weg im Tale die Häuser der Agentur und des Händlers erkennen und ritt sofort dorthin.

Nachdem ich mich dem Agenten vorgestellt hatte, ging ich zum Händler, Toni Armijo, welcher mir in liebenswürdigster Weise in allem behilflich war. Ich habe diesem einfachen Manne viel zu danken, denn er war ein ebenso angenehmer und interessanter Unterhalter, als er auch mit Rat und Tat mir immer beigestanden ist.

Vorerst lud mich seine Frau, eine Indianerin, zum Mittagessen ein, welchem ich sicher alle Ehre angetan habe. Auf meine Bitte gab mir Armijo einen eingeborenen Jungen mit, der mir im Dorfe als Dolmetscher dienen sollte und mit dessen Hilfe gelang es auch bald, ein leerstehendes Haus zu mieten à 1 Dollar pro Woche, worauf ich mich im stolzen Gefühle blähte, ein eigenes Haus ganz allein für mich zu besitzen.

Ein Schloß war es ja gerade nicht, aber es hatte doch Dach und Wände. Vor dem Eingang war ein kleiner Hof, den ich gleich zum Stalle verwandelte. Durch diesen gelangte man in das Wohnzimmer, einen leeren Raum, etwa 3 Meter breit und 5 Meter lang, dessen Ameublement aus einem Herde und zwei Kisten bestund. Ein ganz kleines Fenster ließ spärliches Licht hereindringen. An dieses Zimmer schloß sich eine dunkle Vorratskammer, die für mich kein Interesse hatte. Die Wände waren aus flachen Steinen lose gemauert, das Dach bestand aus Reisig, ca. 2 Meter über dem Boden, welcher aus gestampftem Sande hergestellt, der Wohnung ein sauberes und gepflegtes Aussehen verlieh.

Hier sollte ich also etwa vier Wochen hausen, dazu schienen die Auspizien nicht übel. Wunderbar war die Aussicht von meiner Türschwelle; über das Tal vor mir zum kühnen Abfall der nächsten Mesa und rechts über die endlose Weite der Sandwüste, aus der sich hie und da einige Felsrücken

hoben, bis den Blick die 150 km entfernten St. Francisco Peaks fesselten.

Ich habe oft stundenlang jenes einfache Bild angestaunt, das in der ewig wechselnden Beleuchtung stets neue Reize offenbarte. Wenn der Sturm dichte Sandwolken über die Felsen jagte und ein Bild schuf, das an die Nebeltage in den Alpen erinnern konnte, wenn am frühen Morgen die Sonne jede Bodenwelle zu doppelter Höhe wachsen ließ, wenn am Mittag die Ebene so flach dalag, wie ein gelber See, aus dem die glühende Luft in zitternden Schwaden emporstieg, wenn schwere Gewitterwolken sich dunkel aus der Ferne heranwälzten oder weiße Sommerwolken sich von den Schneegipfeln lösten und langsam durch den tiefblauen Himmel schwebten, oder wenn der Abend eine Fülle farbiger Lichter über die Wüste strahlte, immer bot sich dem Auge Neues, so daß ein eindrucksvolles Bild das andere ablöste. Wer hätte solche Schönheit erwartet, mitten in der Wüste, in deren feinem Sande man bis zu den Knöcheln watete; wo die Sanddünen sich über die Ebene wellten und die Maisfelder und Pfirsichbäumchen der Indianer verschütteten. Oben, auf den kahlen Felsen, wohnen jene genügsamen Leute und unten aus dem trockenen Sande ziehen sie ihre Nahrung; welche Einflüsse mögen dieses Volk wohl in die unfruchtbare Einöde getrieben haben, in der die tötende Dürre aus jeder Felswand, aus jeder Sanddüne den Menschen anzugrinsen scheint.

Es kann sich im folgenden nicht darum handeln, eine ethnographisch erschöpfende Darstellung der Hopi zu geben, ich begnüge mich wie bisher damit, meine Erlebnisse und Eindrücke zu schildern.

Der Mann, von dem ich die Hütte gemietet hatte, verstand etwas Englisch. Er war ein junger Bursche, trotzdem schon Familienvater; ich bat ihn mir Holz zu verschaffen, während ich wieder zum Händler ritt, um die nötigsten Einkäufe zu besorgen. Leider hatte mir dieser nicht viel zu bieten, weil er von seinem Proviantwagen im Stiche gelassen wurde, da an der Bahn die Blattern ausgebrochen waren und darum die ganze Reservation unter Quarantäne stand. Aber einige Biscuits konnten mir als Abendbrot dienen, eine Conserve mit Butter, Kaffee und Zucker und der unvermeidliche Speck fanden sich auch vor. Dazu lieh er mir die unentbehrlichsten Kochgeräte aus seiner eigenen Küche und einige Decken um mein Schlaflager zu bereiten. Mit dieser Last belud ich mein Pferd und bestieg wieder den Hügel, wo sich die Nachricht von meiner Ankunft schon verbreitet hatte, denn vor meinem Hause stand eine kleine Volksmenge, welche sich diskret über mich unterhielt.

Während ich mich mit Hilfe jenes Burschen, Ato (wahrscheinlich Otto) mit Namen, einrichtete, erhielt ich Besuch von mehreren Alten, welche mich durch lebhaften Händedruck freundlich begrüßten. Ich war weise genug, einen jeden mit etwas Tabak zu beschenken, worauf sie sich befriedigt zurückzogen, je-

doch nur, um von den Kindern abgelöst zu werden, die sich dicht um meine Türe drängten und mit ihren großen schwarzen Augen meine Bewegungen musterten. Ato trieb sie mehrmals weg, aber vergeblich, schließlich erbarmte ich mich und gab einem kleinen Mädchen einen Apfel, deren ich eben einige für teures Geld beim Händler gekauft hatte.

Das Mädchen lief weg, ihm nach der Rest der Gesellschaft. Bald kam aber eine junge Frau mit etwa 5 Kindern, von denen eines das eben beschenkte war und sprach lange auf mich ein. Ato übersetzte, sie sei die Mutter und wolle für sich und für alle andern Kinder je einen Apfel, damit alle einen hätten und auch einen für den Vater und zwei Tanten. Ich hielt es für geraten, am ersten Abende dieser Landessitte mich zu beugen, erschöpfte damit aber auch meinen Apfelvorrat und mußte mich für heute mit einem einzigen Stücke begnügen und ich hatte mich doch schon so auf ein ausgiebiges Mahl gefreut. Man schien im Dorfe von meiner Freigebigkeit recht befriedigt, denn bald umlagerte eine bittende Menge alter und junger Rothäute, hauptsächlich weiblichen Geschlechtes, meine Behausung. Allein es war mir nichts mehr feil und ich ignorierte die Gesellschaft. Gerne hätte ich die Türe geschlossen, dann wäre ich aber im Dunkeln gesessen.

Inzwischen hatte Ato auf der Kochstelle ein Feuer angefacht, es wurde Nacht, ich briet mir, wie auch schon, ein Stück Speck, machte beim

Scheine des Herdfeuers mein Bett zurecht und legte mich schlafen. Um Mitternacht sollte der Tanz der Hopi beginnen, ich schlief deshalb recht unruhig, aus Angst, das eigenartige Schauspiel zu versäumen. Ato hatte mir mitgeteilt, daß ich ruhig in eine der 15 Kiwas steigen könne, um mir die Sache anzusehen.

Die Kiwas sind Räume unter der Erdoberfläche, etwa 4 Meter tief, 7 Meter lang und 4 Meter breit. Der Eingang ist ein quadratisches Loch in der Decke, also ebenen Fußes, durch welches eine hölzerne Leiter zum Boden führt, deren lange Halme hoch aus der Oeffnung ragen. Bei kaltem Wetter oder bei den Sandstürmen wird der Eingang durch Strohbündel fast vollständig geschlossen. Durch den Eingang allein dringt das Tageslicht in den Raum, welches die nähere Umgegend genügend erhellt um Webearbeiten zu ermöglichen. Des nachts beleuchtet das Gemach das Feuer in der Herdstelle, welche sich unter dem Eingang befindet. Die Kiwas sind alle von Süden nach Norden orientiert, die Wände sind mit Sandmörtel bestrichen, der Boden mit Steinplatten und Holzbohlen belegt, die Decke tragen riesige Balken, welche jedenfalls vor vielen Generationen mühsam hergeschleppt worden sind. Auf der Südseite ist der Boden der Kiwa etwas erhöht, so daß eine Art Podium entsteht, welches ca. 1/8 des Raumes einnimmt. Den Wänden des andern Teiles entlang laufen Steinbänke. Die Kiwa ist ganz kahl und wird peinlich sauber ge-

halten. Sie dient in erster Linie als Klubhaus der Männer, dann auch als Tempel und Theater.

In diesen drei Eigenschaften spielt sie im Leben der Hopi eine so große Rolle, daß ihre Bedeutung nur bei einiger Kenntnis der sozialen und religiösen Organisation des Volkes zu würdigen ist.

Beinahe jeder Hopi gehört etwa vom 14. Jahre an zu einer der zahlreichen Priesterschaften, z. B. den Schlangenpriestern, Antilopen-, Maispriestern und a. m. welche das Ausübungsrecht für gewisse Tänze und Ceremonien haben. Die Priesterschaften haben jede ihre bestimmte Kiwa, in welcher sich tagüber ihre (nur männlichen) Mitglieder aufhalten und dadurch kommen diese in so intimen Verkehr mit einander, daß durch die Priesterschaften ein Gefühl der Zusammengehörigkeit entsteht, welches die Bande der Verwandtschaft und der Kinder- und Elternliebe beträchtlich zu lockern vermag. In welche Priesterschaft und Kiwa ein Knabe eintreten muß, konnte ich nicht genau feststellen, doch scheint er in die Kiwa eines seiner Pathen (à la façon indienne) aufgenommen zu werden. Eine gewisse Rolle mag dabei auch das Clansystem spielen, wenigstens wurde mir gesagt, daß ein Jüngling nie die Tochter eines Kiwagenossen heiraten dürfe.

In jeder Kiwa ist nun ein Oberpriester, der die einer jeden Priesterschaft eigenen Tänze und Ceremonien leitet, doch untersteht er seinerseits wieder der Autorität eines Dorfpriesters, welcher alle diejenigen Ceremonien dirigiert, an denen die gesamte

Bevölkerung teilnimmt. Daneben amtieren noch diverse Nebenpriester in besonderen Opfertänzen.

Da nun die Kiwas der Sitz der verschiedenen Priesterschaften sind, dienen sie als Tempel bei der Vornahme der religiösen Handlungen und in der übrigen Zeit als Klubhäuser; denn wenn der Hopi nicht zu Hause beschäftigt ist, steigt er zur Kiwa und faulenzt dort, plaudert oder webt Teppiche. Dann ist den Frauen der Eintritt strenge verboten. Wir werden das behagliche Leben in einer Kiwa noch zur Genüge kennen lernen, kehren wir zu den Ereignissen des Abends zurück.

Gegen Mitternacht stieg ich etwas zaghaft die Leiter der nächsten Kiwa hinunter, fühlte mich aber gleich erleichtert, als der älteste der Priesterschaft mich mit freundlichem Händedruck begrüßte und mich durch ein Zeichen zum Sitzen einlud. Ich nahm in einer Ecke Platz und beobachtete gespannt das romantische Schauspiel. Der Raum war nur durch das Herdfeuer erhellt und im roten Scheine der Flammen tauchten aus der Dunkelheit die wunderschönen, nackten Gestalten der Männer auf. Noch hatte die Ceremonie nicht begonnen und die Tänzer waren daran sich zu schmücken. Sie waren von jedem Alter, 14-jährige Knaben und Greise, die sich bei lebhaftem Geplauder und mit einer gedämpften Aufregung bei ihrer Toilette halfen. Einige waren schon fertig, andere waren ganz nackt und ließen sich von einem zweiten bemalen. Aus Tonschalen entnahmen sie mit den Fingern Farb-

brei und beschmierten den Oberkörper, die Oberarme und Oberschenkel rot. Die rechte Brust, die linke Wade und die Unterarme wurden blau bemalt, um die Knie wurden je ein blauer, gelber und weißer Streifen gelegt. Die linke Brust blieb farblos. Um die Hüften legten sie dann eine weiße, an den Schmalseiten bestickte Schürze, darüber eine reichbestickte Schärpe, deren breite Enden über den rechten Oberschenkel fielen, darüber wurde ein rot und grüngewobener, schmaler Weibergürtel gewunden und in demselben ein Fuchspelz in der Kreuzgegend so angehängt, daß er wie ein breiter Schweif hinten zur Erde fiel. Die Füße steckten in Mokassins, um die Knöchel banden sie Perlen, gestickte Manschetten und um das rechte Knie eine Rassel, bestehend aus einer mit Steinen gefüllten Schildkrötenschale. Reiche Türkisen- und Edelkorallenschnüre hingen am Halse, auf der Brust blitzte Silberschmuck und die Handgelenke zierten Armbänder aller Form. Um die Kostümierung zu vervollständigen, band ein Jeder in seinem glänzend schwarzen Haare drei aus Maisblättern verfertigte Kürbisblüten fest, dann rieb er sich das Gesicht mit heiligem Mehle ein und stand da als ein reich geschmückter, farbenprächtiger Tänzer, der in seiner herben Schönheit einen wundervollen Anblick bot.

Ungeduldig übten die jungen Burschen den Tanz, bis alle bereit waren, dann ordnete sich der Zug und verließ unter Führung des ältesten die Kiwa,

nachdem ein jeder in die rechte Hand eine Prise heiligen Mehles genommen hatte.

Sie erstiegen feierlich und schweigsam die Leiter, begaben sich, halbnackt wie sie waren, durch den Schnee der Winternacht an die Südseite des Dorfes. Dort sprachen sie Gebete, Bitten um reichlichen Regen, ihre Existenzbedingung, und mit großer Geberde streuten sie das heilige Mehl nach Süden. Von jeder Kiwa kamen die Priesterschaften dort zusammen, schweigsam und geheimnisvoll stunden die phantastischen Schatten am steilen Abfall der Felsen im Mondlicht, dann kehrten sie zu ihren Kiwas zurück, nachdem ein jeder von einer schwarz vermummten Gestalt drei Rutenstreiche über den rechten Unterarm empfangen hatte.

Inzwischen hatten sich Weiber und Kinder in der Kiwa versammelt und lagerten auf dem erhöhten Teile. In ihre farbigen Decken gehüllt kauerten sie, nur leise flüsternd, im dunkeln Hintergrunde, vor ihnen die älteste Frau; vor dem Feuer ein Greis, die Ceremonialpfeife rauchend.

Oben warteten die Tänzer. Ihr Sprecher rief herunter, um Einlaß bittend, der Alte gestattete den Eintritt, wenn sie brav Geschenke verteilen wollten, worauf denn ein Regen von Maiskolben und süßem Maismehlteig in Maisblätter gewickelt durch die Oeffnung der Decke geworfen wurde. Der Alte dankte mit geheuchelter Ueberraschung, dann stiegen die Tänzer herunter, nach dem Alter geordnet und stellten sich im Halbkreis den drei

Wänden entlang auf; ernst, unbeweglich. Die alte Frau streute heiliges Mehl, plötzlich rasselten die Kürbisklappern und der Tanz begann.

Der Schritt ist ein bloßes Stampfen mit dem rechten Fuße zum Takt eines monotonen Gesanges, der aber gerade durch seine Eintönigkeit und durch den unregelmäßigen Rhythmus einen schauerlich ergreifenden, wilden Eindruck macht. Der Lärm der vielen Rasseln, das Stampfen der Füße, der enge Raum und das rote, flackernde Licht vereinigen sich zu einer Szene, die anfangs sinnverwirrend ist, bis man der großartigen Eindringlichkeit des Schauspiels gewahr wird. In hellem Tenor singen die Jungen, in tiefem Baß die Greise, uralte, unverständliche Worte, trotzige Forderung von Regen, drohende Bitte um Fruchtbarkeit, zitternde Angst vor Hungersnot.

Das Tempo wird immer rascher und erregter, dann löst sich ein Paar aus der Mitte, tanzt dreimal gegen das Herdfeuer, trennt sich dort und schließt sich den beiden Enden der Linie an um einem nächsten Paare Platz zu machen. So verschiebt sich der Halbkreis dauernd, bis an jeden viermal die Reihe gekommen, dann hört der Tanz plötzlich auf und keuchend stehen die Tänzer. Die Alte bestreut jeden wieder mit Mehl, worauf die Männer in der gleichen Ordnung, wie sie gekommen, die Kiwa verlassen, im Vorbeigehen an die Weiber Geschenke verteilend, um in einer nächsten Kiwa ihre Vorführung zu wiederholen, während in diese Kiwa eine

andere Priesterschaft steigt, kenntlich an ihrem Zeichen, welches ihre Mitglieder in der linken Hand tragen.

Es wiederholt sich der Tanz in jeder Kiwa so oft als es Priesterschaften gibt, so daß das Fest meistens bis zum frühen Morgen dauert.

Dann begibt sich das Dorf zur Ruhe und schläft lange in den andern Tag hinein.

Rechnet man, daß jeder Tanz nicht ganz 1/4 Stunde dauert, daß derselbe in wenigen Stunden ungefähr 15 mal wiederholt wird, so kann man sich eine Vorstellung von der Anstrengung machen, welche sich die jüngsten und ältesten Hopis ihren Glauben kosten lassen. Allerdings handelt es sich ja nicht um rein ideale Güter, sondern um die materiellen Existenzbedingungen, um Regen und dadurch hervorgerufene Fruchtbarkeit der Felder, und diese Art der Religion ist typisch für viele Stämme, welche unter schwierigen Daseinsbedingungen leidend, mit harter Arbeit der Natur ihren Unterhalt entreißen müssen.

Am nächsten Tage besichtigte ich meinen Wohnort genauer. Die Folgen der Nacht machten sich insofern bemerkbar, als eine gewisse Katzenjammerstimmung über dem Dorfe brütete. Beinahe niemand zeigte sich in den Gassen, auf den Steinplatten der Mesa schliefen Männer in der Sonne, die Weiber hockten träge in den Häusern beisammen und besprachen wohl die Einzelheiten des nächtlichen Schauspiels, über dessen Gelingen man allgemein befriedigt schien.

Oraibi wird von ca. 500 Seelen bewohnt. Es baut sich auf in vier unregelmäßigen Häuserreihen, welche von Ost nach Westen laufen, sodaß die Frontseiten der Häuser gegen Süden liegen. An den Ost- und Westenden des Dorfes liegen mehrere Plätze, dort sind auch die meisten Kiwas. Die Häuser sind aus den Steinplatten gebaut, welche die Felsen liefern. Mit wenig Mörtel verbunden, werden die Steine aufeinandergelegt, die Wände aber bloß innen verputzt, so daß von außen die Bauten einen verfallenen ruinenartigen Eindruck machen und man nicht verstehen kann, wie überhaupt dreistöckige Konstruktionen errichtet werden können. Der Stil ist derart, daß das höhere Stockwerk immer um eine Zimmerbreite gegen das untere zurückgesetzt wird, sodaß vor jeder Wohnung eine Terrasse liegt und daß ein Haussystem einer dreistufigen Treppe ähnlich sieht. Die flachen Dächer werden von Balken getragen, auf welche eine Lage Reisig gelegt wird, dicht genug, um vom Innern den spärlichen Regen abzuhalten. Zu dem zweiten und dritten Stockwerke führen schmale Steintreppen oder hölzerne Leitern, diese sind nur lose an die Wände gelehnt. Dadurch entsteht, im Verein mit dem lockern Aeußern ein Anblick, welcher an trostloser Nachlässigkeit und Farblosigkeit nichts zu wünschen übrig ließe, wenn nicht einige Kleinigkeiten von der Sorgsamkeit der Bewohner zeugen würden.

Kleine Mengen des kostbaren Brennholzes sind sorglich an den Wänden aufgeschichtet, vor den

Türen ist meist sauber gekehrt, an Schnüren hängt in der Sonne Ziegen- oder Schaffleisch zum Trocknen, und lange Zöpfe roter Pfefferschoten leuchten im hellen Lichte und bringen Farbe in das gelbliche Grau der Steinmassen, aus welchen so wenig eine grüne Pflanze sprossen kann, wie aus unsern gepflasterten Straßen. Einigen architektonischen Schmuck bilden die tönernen Wasserurnen, welche an den Dachecken der Häuser stehen, wohl ursprünglich zum Aufbewahren des Wassers benützt, heute aber meist als Schornsteinabschlüsse dienend und in der Regel halb zertrümmert.

Wenn man durch die Straßen geht, in denen aller Kot abgelagert wird, und die als Kloake, als Esel-, Hühner- und Hundestall dienen, so erwartet man wenig nettes vom Innern der Häuser und ist deshalb höchst angenehm überrascht durch die Reinlichkeit in den Wohnungen. Diese bestehen aus zwei bis drei Kammern, die immer auf dem gleichen Boden liegen. Der vordere, durch ein kleines Fenster direkt erhellte Raum dient als Küche und Wohnzimmer, daran schließt sich eine dunkle Vorratskammer, an deren Wänden Maiskolben aller Farben aufgeschichtet sind. Ueberall sind Boden und Wände äußerst reinlich gehalten und werden des öfteren frisch getüncht mit zerriebenem Sandstein. In den Wänden sind hölzerne Träger angebracht, an denen der wenige Hausrat der Hopi hängt, in einer Ecke steht der große Wasserkrug, um den Herd ein paar Kochtöpfe, an der Hinterwand liegt das Bett, aus einigen

Decken und Schaffellen bestehend, welche tagsüber zusammengerollt werden und als Sitz dienen, und in einer dritten Ecke sind Granitplatten in den Boden eingelassen, auf welchen die Hopi-Frau ihren Mais mahlt. Meistens glimmt ein kleines Feuer auf dem leider jetzt fast überall modernen Herde aus Gußeisen und eine Reihe von Konservenbüchsen auf einem Regale verrät das Eindringen der Civilisation. Aber verlockend behaglich sieht es aus, wenn abends beim Scheine der kleinen Petrollampe sich die Familie am Boden lagert und die Eltern mit ihren Kindern spielen.

Es ist nicht ganz richtig, wenn ich sagte, daß aller Abfall auf die Straße geworfen wird. Größere Quantitäten werden von den Frauen an verschiedenen Stellen um das Dorf zusammengetragen. Dadurch sind im Verlaufe der Jahrhunderte eigentliche Hügel entstanden. Scherben, Knochen, alte Werkzeuge, Kleiderreste &c. liegen so beieinander; kleinere Stücke zerbröckeln, vermodern oder werden als Staub vom Winde weggetragen, wodurch sich das unzerstörbare schwerere Material anhäuft und so werden wir uns wohl die Entstehung mancher Scherbenhügel (mounds) zu denken haben, in welchen die Prähistoriker und Archäologen heutzutage so viel wertvolle Aufschlüsse über die Kultur vergangener Völkerschaften finden.

Um das Dorf lungern einige armselige Eselein und riesige Truthähne sind einem überall im Wege. Dann fällt die Mesa mit senkrechten Wänden zum

Tal und ganz schmale Pfade, oft mit eingehauenen Stufen, führen zu den Sanddünen hinunter, welche allmählich in die steinige Ebene sich verflachen. Dort, tief unten liegt das kleine Loch, aus dem die Hopi sich jeden Tag ihr Trinkwasser holen müssen, eine Arbeit, welche den Frauen obliegt.

Spät am Morgen erschien Ato wieder bei mir, und da mir der Bursche einen guten Eindruck machte, schlug ich ihm vor, mir Diener- und Dolmetscherdienste zu tun. Er sollte mir die Hütte reinigen, Holz und Wasser bringen und überhaupt möglichst viel um mich sein. Er ging, als ich ihm einen schönen Lohn versprach, mit Begeisterung auf den Vorschlag ein, begann sofort, meine Behausung in Ordnung zu bringen und in jeder Weise für mich zu sorgen, sodaß ich von ihm entzückt war. Aber schon nach wenigen Tagen ließ sein Eifer nach. Er kam zwar jeden Morgen, brachte Wasser und fegte, aber sonst zeigte er sich selten, so daß ich von seinen Diensten als Dolmetscher nicht viel profitierte. Dazu war er anscheinend keineswegs geneigt, mir viel Auskünfte zu geben und wenn es ihm auch an Intelligenz nicht mangelte, beherrschte er doch das Englische nicht genügend, um mir befriedigende Erklärungen der allerdings oft recht komplizierten religiösen und sozialen Verhältnisse zu geben.

Er war ca. 18 Jahre alt, hatte eine nette, bescheidene Frau und ein kleines Mädchen, mit welchen er sehr zufrieden in seinem schönen Hause lebte.

Von Temperament war er ein ausgesprochener Sanguiniker, welcher oft lange, an den Türpfosten gelehnt, ins Blaue starren konnte, um dann plötzlich mit großer Schnelligkeit eine Arbeit zu erledigen. Ehrlich war er, oder wollte es sein, doch verwirrte er sich manchmal bei komplizierteren Geld-Transaktionen und was war natürlicher, als daß dann der Rechnungsfehler meistens zu seinen Gunsten ausfiel? Aber er war gewiß der schönste Mann im Dorfe und man hätte ihn leicht für einen Süditaliener halten können. Blauschwarzes, ziemlich kurz gehaltenes Haar umrahmte in dichten Strängen sein regelmäßiges Gesicht, dem eine feingebogene, etwas breite Nase einen energischen Zug verlieh, welcher aber durch die vollen Lippen und das weiche Kinn aufgehoben wurde. Seine Hautfarbe war helles, doch kräftiges Braun, das schönste jedoch waren seine Augen, die wie Nadeln stachen, wenn er im Aerger die Lippen zusammenkniff, und wie die eines Kindes sich öffneten, wenn ich ihm von den Wundern der großen Städte erzählte. Die europäische Kleidung trug er zwar mit Grazie, doch verriet sein Gang, daß er in seiner Kindheit keine Schuhe gekannt hatte und am wohlsten war ihm, wenn er nichts anderes trug als ein kurzes Hemde, das die Brust frei ließ. Er war in einer Boardingschool gewesen und es dürfte interessieren, einiges über die Erziehung der Indianer durch die Regierung zu vernehmen.

Seit einigen Jahren hat die Regierung in der Nähe aller größeren Dörfer Schulen errichtet und

zwingt die Indianer, ihre Kinder zur Schule zu schicken. Sie treten meistens im 5. Jahre ein und werden erst im 14. bis 16. Jahre entlassen. Sie lernen lesen, schreiben, rechnen, etwas Geographie und Geschichte, und der Zweck der Schule ist in erster Linie, den Indianern soviel Bildung beizubringen, daß sie den Weißen im Verkehr gewachsen sind. Diejenigen, welche sich in der Schule auszeichnen, werden dann in die sog. Boarding-schools geschickt, Pensionate, in welchen den Burschen Ackerbau und Viehzucht, auch einige Handwerke beigebracht werden, den Mädchen aber die Künste der Haushaltung. Natürlich zeigen die so erzogenen Indianer viel modernen Einfluß und sind meistens die einzigen, welchen das Englischsprechen nicht widerwärtig ist.

Mit religiöser Erziehung giebt sich die Regierung mit Recht nicht ab, sondern überläßt dies den verschiedenen Missionen, welche allerdings keine großen Erfolge aufweisen können. Auch läßt die Regierung den Indianern alle Freiheit in der Ausübung ihrer religiösen Ceremonien, wie sie sich auch nur da in das Privatleben der Leute mischt, wo es absolut nötig ist.

Es ist natürlich keine leichte Sache, die Indianerkinder zu regelmäßigem Schulbesuche anzuhalten, da dieser den Eltern meistens auch nicht sehr willkommen ist, besonders nicht den Priestern, welche darin mit Recht einen gefährlichen Feind ahnen. Auch kennt der Wilde keine regelmäßige Arbeit und sieht

durchaus nicht ein, warum er arbeiten soll, wenn er gerade keine Lust dazu hat. Es wurde daher alten, zuverlässigen Männern das ehrenvolle Amt von Schulvögten übertragen, d. h. die Pflicht, die Kinder zur Schule zusammenzutreiben. Diese Schulvögte sind natürlich auf ihre Würde sehr stolz und mit Triumph wird jeweils ein Pflichtvergessener zur Schule eskortiert. Die Strafen für das „Schwänzen" sind übrigens recht gelinde, wie überhaupt die Kinder in der Schule denkbar nett behandelt werden, so daß sie im großen und ganzen gerne auf der Schulbank sitzen.

Ich habe oft den Stunden beigewohnt und mich über die rasche Auffassungsgabe der Kinder ebenso sehr gewundert wie über ihre Manierlichkeit. Allerdings war auch Fräulein Stanley, welche die erste Klasse unter sich hatte, eine ideale Lehrerin, die mit einem tiefen Verständnis für die Kinderpsyche eine große Liebe zu ihren Schülern verband und eine unbeirrbare Geduld.

Das erste, nachdem die Schulglocke die Kinder zusammengeläutet hatte, war Vornahme einer gründlichen Reinigung von Gesicht und Händen. Die Haare der Mädchen wurden geflochten und stunden dann in kurzen, steifen Zöpfchen wagrecht nach hinten. Dann erhielt jedes Kind ein kleines Stückchen Stoff als Taschentuch, dann sang man ein Lied und die Stunde begann. Es wurde nur englisch gelehrt und da die Laute dieser Sprache einem indianischen Munde höchst unbequem sind, war es ebenso rührend als

komisch, das Stammeln der jüngsten zu beobachten. Alle zehn Minuten wurde es irgend einem Knaben unmöglich, seine Bosheit zu unterdrücken und er machte sich Luft, indem er ungeniert seinem Vordermanne die Schiefertafel auf den Kopf schlug, oder seine Nachbarin ins Bein kniff 2c. 2c. Dann entstand großes Geschrei, der Sünder errötete schamhaft unter seiner braunen Haut und mußte zur Strafe in die Ecke stehen, während der Rest der Klasse bei einem Spiele austoben durfte. Es war interessant zu sehen, wie empfindlich diese Kinder schon für Spott waren. Einige Mädchen weinten oft stundenlang, wenn sie sich blamiert hatten, während die Knaben ihre Wut durch andauernde Stummheit kundgaben. Ungemein liebten sie Gesang, doch war die Liebe bemerkenswerter als die Feinheit des Gehörs, während beinahe alle ein ausgesprochenes Zeichnungstalent zeigten, wie ihnen auch das bescheidenste Bildchen eine riesige Freude bereiten konnte.

Um Mittag werden die Kinder in der Schule abgefüttert. Es gibt Fleisch, Bohnen, Brot und Syrup. Neben jedem Teller liegt Löffel und Gabel, doch werden sie selten benützt; am besten schmeckte es aus der Hand und ein besonderer Leckerbissen wurde bereitet, indem man das Brot aushöhlte und mit Syrup füllte. Dabei wurde aber meistens die Brotscheibe ganz durchbohrt und die klebrige Masse tropfte auf den Schoß und mußte dort aufgeleckt werden. Aber süß war's doch.

Nach dem Essen war eine Stunde Freizeit, dann wieder Schule bis um vier Uhr, worauf die Schar langsam zur Mesa hinaufstieg, die Mädchen sittsam, die Buben auf allerlei Umwegen, mit Mäuse- und Kaninchenjagd beschäftigt. Aber man wird wohl kaum anderswo so vergnügte und aufgeweckte Kinder finden, wie bei den Hopis. In genügsamster Harmlosigkeit freuen sie sich über den unbedeutendsten Vorfall, und Purzelbäume im weichen Sande zu schlagen ist ihnen eine unerschöpfliche Quelle jubelnder Heiterkeit. Durch einige Candies werden sie bald zutraulich gemacht, und wenn man mit einem der fidelen Knirpse an der Hand über die Mesa spaziert, verzeiht man es gerne, wenn er aus Versehen seine Nase an unserer statt an seiner eigenen Hand abstreicht.

Ich hatte mich bald mit einigen der Knaben angefreundet und konnte von ihnen manches erfahren, was die Aelteren mir nie mitgeteilt hätten. So führten sie mich zu allen den geheimen Altären und Opferstätten und belustigten mich durch die geheuchelte Verwogenheit, mit der sie sich den geheimnisvollen Heiligtümern näherten, um dann im plötzlichen Entsetzen davonzulaufen.

Als ich einst gar in Ermangelung andern Schuhwerkes in Mokassins erschien, war ihr Entzücken grenzenlos.

Aber schon mit 12 Jahren werden sie ernst und gesetzt, mit 14 Jahren sind sie junge Männer und mit 16 lassen sie ihrer Fröhlichkeit nur noch in ganz intimem Kreise den Lauf.

Einige Sorge machte mir die Verpflegung meines Pferdes. Den Hafer mußte ich durch Mais ersetzen und Heu hätte ich überhaupt nicht bekommen können, wenn der Farmer der Regierungsstation mir nicht einen Ballen abgetreten hätte. Da das Heu per Wagen 6 Tage lang hergefahren werden muß, ist es sehr teuer, so daß der Unterhalt des Pferdes viel kostspieliger war als mein eigener. Es war keine leichte Arbeit, die unförmliche Last von 100 Pfund Heu auf dem Rücken zum Dorfe zu schleppen. Ato hatte sich wohlweislich geweigert, mir den Dienst zu erweisen und so hatte ich allein das Vergnügen und dazu noch den Spott der Hopi, wenn ich alle hundert Meter unter der Last zusammenbrach oder sie mir vom Rücken und am steilen Abhang hinunterrollte.

Man wird es verstehen, wenn ich unter diesen Umständen mit Heu sehr sparsam war; der Gaul allerdings konnte das nicht begreifen und alle Augenblicke stieß er, wenn er mich zu Hause wußte, mit der Nase an die Tür oder ans Fenster, um mein Herz zu erweichen; aber er mußte sich mit einer Hand voll Mais begnügen und seufzend und enttäuscht kehrte er mir dann den Rücken zu. Ebenso umständlich war es, ihn zu tränken. Die Quelle war im Tal, schmale, steile Treppen führten an den Felsen hinunter, sodaß ich jedesmal befürchtete, das Pferd werde über die Felswände stürzen. Aber auf diesen Kletterpfaden, welche ein europäisches Pferd nie ungestraft begangen hätte, be-



währte sich die Sicherheit des Wüstenpferdes glänzend. Von der Quelle mußte ich das Wasser eimerweise heraufholen, da der Gaul nicht zu bewegen war, in das dunkle Loch zum Wasser hinabzusteigen.

Zu gelegentlichem Zeitvertreib zu Hause übersprang das liebe Tier manchmal die niedrige Barriere vor dem Hofeingange, um sich mit einigen Mauleseln zu amüsieren, dann ging eine wilde Jagd los über den steinigen Boden der Mesa, über die Scherben ums Dorf, bis ich in Anbetracht meiner weichsohligen Mokassins die Verfolgung aufgab und wartete, ob der Hunger den Flüchtling zurückbringe; das trat meistens ziemlich bald ein und mit einer doppelten Maisration versuchte ich ihm seine Fluchtgedanken zu vertreiben.

Man wird es mir verzeihen, wenn ich auch einiges über meine eigene Ernährung mitteile, denn für mich war das doch so ziemlich das wichtigste.

Das Kochen hatte ich selbst zu besorgen und hätte dieser Arbeit Geschmack abgewinnen können, wenn sie nicht so zeitraubend wäre und wenn mir mehr Bequemlichkeiten zur Verfügung gestanden hätten.

Aber ich litt an Tellern und dergl. Mangel, weshalb ich immer den einen Gang meiner luxuriösen Diners verzehren mußte, bevor ich zur Bereitung des zweiten schreiten konnte. Eine Folge davon war, daß ich eigentlich ewig Hunger litt. Dann hatte ich keinen Tisch, auf dem ich hätte arbeiten



oder essen können, ich mußte alles auf den Boden stellen und meistens brannte dann auf dem Herde etwas an, wenn ich gerade einen Teller mit Eiern behandelte. Ich sprang auf, um oben nach dem Rechten zu sehen und leerte dabei unten den Teller aus und was dergl. Scherze mehr sind. Dazu mußte ich mit dem Wasser sehr sparsam umgehen, denn es war ein kostbarer Artikel, und war es schon Verschwendung, wenn ich es zur Reinigung meiner eigenen Person verwendete, so wäre es unverantwortlich gewesen, mein Geschirr darin zu waschen. Daneben war ich durchaus unerfahren im Kochen, aber „Hunger ist der beste Koch", sowohl zum Kochen lernen als auch zum nachherigen Essen. Das wurde mir nicht immer leicht, denn oft schmeckte es recht übel und eine riesige Portion Speck und Bohnen, welche mir, natürlich ganz zuletzt, angebrannt war, konnte ich nur verzehren mit dem Gedanken an die viele Zeit und Mühe, welche ich dem leider gänzlich mißlungenen Kunstwerke geopfert hatte. Uebrigens muß ich doch bemerken, daß ich in einigen Gerichten hervorragendes leistete. Meine Spiegeleier sind bis jetzt noch nirgends übertroffen worden und der Gedanke an eine gewisse Hammelskeule macht mir jederzeit Vergnügen.

Meine Hauptnahrung bildeten Eier, welche mir die Weiber des Morgens brachten, daneben verschaffte mir Ato gelegentlich ein Stück Schaffleisch oder einen Hahn. Dagegen fehlten mir Gemüse

völlig, auch konnte ich kein Brot und keine Milch bekommen, so daß sich im Ganzen mein Menu nicht durch Abwechslung auszeichnete. Die Hühner bereitete mir gewöhnlich Ato's Frau zu, die zwar in ihrer Art sehr reinlich war, aber an dem allen Hopi angeborenen Wassergeiz litt und verschiedenes zum eßbaren Eingeweide zählte, was bei uns weggeworfen wird. Aber ich nahm das nicht allzu genau und dafür kann ich den Hopi-Hähnen das Zeugnis ausstellen, daß sie zu den wohlschmeckendsten, stärksten und fettesten ihrer Art gehören.

Mein Getränk war Kaffee; da ich von demselben sehr viel genoß, war es vielleicht ebenso gut; daß er nie eine tiefere Farbe als helles Braun zeigte.

Meistens stund ich nach Sonnenaufgang auf, fütterte das Pferd, kochte und aß mein Frühstück. Dann kam Ato, rollte nach Landesart die Decken, welche mein Bett bildeten, zusammen und kehrte die Hütte, wobei er einen fürchterlichen Staub aufwirbelte; dann schleppte er einen dürren Ast herbei, um ihn zu Brennholz zu spalten.

Während ich meistens noch mit meiner Morgentoilette beschäftigt war, kamen einige Weiber mit ihren Sprößlingen, um mir Mais und anderes zu verkaufen. Es waren gewöhnlich 4 bis 5 zusammen, mit 10 bis 15 Kindern, welche scheu und neugierig sich um die Türe drängten und den Fremdling anstarrten.

Die Weiber tragen die Säuglinge auf dem Rücken, indem sie dieselben auf ihre Hüften setzen und dar-

über ihre grellfarbige Wolldecke ziehen, welche sie dann auf der Brust zusammenhalten. In dieser Lage folgt der kleine Wurm der Mutter überall hin und ist wohlversorgt, ob die Mutter Holz hackt oder den Hühnern nachjagt, ob sie die Felstreppen hinuntersteigt oder Mais mahlt.

Meine Einkäufe arteten anfangs in eine unerfreuliche Feilscherei aus, da die Frauen unvernünftige Preise für ihre Waren verlangten. Zuletzt sahen sie aber die Nutzlosigkeit dieser Taktik ein und begnügten sich, wenn ich ihnen als Extra für sie und jedes Kind ein Stückchen Zuckerzeug gab. Das war ihnen noch lieber, als der zehnfache Wert an Geld und dann setzte sich die ganze Gesellschaft in meinen Raum und unterhielt sich über mich und meine Verrichtungen, bis ich sie hinauskomplimentierte.

Leider konnte ich mich nur wenig mit ihnen unterhalten, da sie sich alle scheuten, englisch zu sprechen, obschon sie es verstanden und selbst ein wenig sprechen konnten. Aber die meisten Weißen wissen nichts besseres, als sich über den Indianer lustig zu machen, wenn er englisch spricht und da der Indianer sehr empfindlich ist, stellt er sich später nicht mehr bloß.

Uebrigens kann ich sagen, daß die Weiber, wie auch die Männer sich musterhaft ruhig bei mir benahmen und nie mich durch Neugierde oder Unbescheidenheit belästigten, ein Zeugnis, das man im gleichen Falle wohl den wenigsten Weißen ausstellen könnte.

Wenn ich meine Haushaltung besorgt hatte, begab ich mich auf Entdeckungsfahrten, in und um das Dorf. Ich suchte alte Kultstätten auf, die Begräbnisstellen, alte Niederlassungen oder ich kopierte die Zeichnungen an den Felswänden der Mesa, oder ich sattelte das Pferd und ritt in die nächsten Dörfer.

Gewöhnlich kam ich nach Mittag zurück und vertrieb mir den Rest des Tages im Dorfe.

Die meiste Zeit verbrachte ich in einer der Kiwas, wo ich durch freigebiges Verschenken von Tabak jederzeit eines freundlichen Empfanges sicher war.

In der Kiwa halten sich die Männer tagsüber auf und man begreift, warum diese Räume unter der Erde angelegt sind, wenn draußen ein kalter Nebel hängt, oder der Sandsturm die Augen blendet, während man unten behaglich beim Feuer raucht und plaudert.

Der Hopi ist gewiß der fleißigste Naturmensch und benützt jede Gelegenheit, um zu arbeiten. Einige weben Decken für sich oder ihre Frauen, andere nähen Mokassins oder verfertigen sonst einen Gebrauchsgegenstand. Dazu wird anhaltend geschwatzt, jeder Ankommende wird mit einem Witze begrüßt und der Klatsch, der in einer Kiwa herumgeboten wird, steht dem berüchtigten Kaffeeklatsch europäischer Herkunft sicher nicht nach, trotzdem dieser sonst als Vorrecht der Frauen angesehen wird.

Abgesehen davon bekommt man aber den angenehmsten Eindruck vom Charakter des Hopi. Ich

habe nie einer Zänkerei beigewohnt, alle Differenzen werden ins Harmlose gezogen, es herrscht beinahe Gütergemeinschaft und man hilft sich gegenseitig aus, wo man kann. So z. B. war der Tabak, den ich in der Kiwa verschenkte, Gemeingut und besonders deutlich zeigte sich dieser Zug bei den Mahlzeiten, zu denen jeder sein Teil beisteuerte, worauf man vom allgemeinen Vorrat verzehrte so viel man mochte.

Ich selbst wurde jeweils freundlich eingeladen, teilzunehmen und habe immer gerne zugegriffen. Diese Mahlzeiten, ungefähr um 4 Uhr, waren eine Art Vesper und bestunden nur aus Brot, Pfeffer und Wasser. Das Brot wird aus Mais bereitet, den die Weiber auf Granitplatten mit länglichen Granitstücken mahlen. Es ist dies eine sehr mühsame Arbeit, die viel Zeit erfordert und darum auch die hauptsächliche Beschäftigung der Frauen bildet. Da die Maiskörner rot, bläulich und grün gefärbt sind, entsteht ein dunkelgrünes Mehl und demnach auch ebenso gefärbtes Brot. Das Mehl wird mit Wasser zerrieben und der Teig, mit den Fingern in papierdünner Lage auf eine heiße Steinplatte gestrichen, auf der er augenblicklich trocknet. Das dünne Blatt wird dann abgehoben, eine neue Portion Teig aufgestrichen u. s. w. Die einzelnen Blätter werden aufeinander gelegt und zusammengerollt, sodaß Brotstangen entstehen, die gebaut sind wie unser Blätterteig. Wenn dieses Gebäck frisch ist, schmeckt es recht angenehm, doch trocknet

es sehr schnell aus und wird dann geschmacklos. Diesem Mangel hilft der Hopi dadurch einigermaßen ab, daß er es in Wasser taucht und ein kleines Stückchen Pfefferschote dazu ißt. Die Hauptmahlzeit nimmt er am Abend mit seiner Familie ein.

Die gewöhnliche Beschäftigung der Männer in der Kiwa ist die Weberei und es ist äußerst lehrreich, den ganzen Vorgang zu verfolgen, wie aus roher Wolle mit den einfachsten Geräten eine schöne Decke hergestellt wird. Es wird meistens selbstgezogene Wolle verwendet und diese wird auch selbst gefärbt mit den Samen einer Frucht, welche ich leider nicht genau bestimmen konnte. Es entsteht ein tiefes Marineblau, welches sich gegen Sonnenlicht sehr gut hält. Die so gefärbte Wolle wird zu einem rohen, schwach gedrehten Strange zusammengezwirnt und diese Zwirnerei wird zweimal wiederholt, wobei immer stärker gedreht und der Faden zugleich ausgezogen und möglichst gleichmäßig gemacht wird, bis ein scharfgezwirnter, regelmäßiger Faden entsteht. Dazu bedient sich der Hopi einer höchst einfachen Spindel, eines ca. 40 cm langen Stabes, in dessen Mitte eine Holzscheibe befestigt ist. Durch Rollen des einen Endes mit der Hand auf dem rechten Oberschenkel wird die Spindel in Rotation versetzt und wenn sie genügend im Schwung ist auf den Boden geworfen. Sie dreht sich dann auf dem einen Ende des Stabes, während sich am andern der Faden aufwickelt und dabei gleichzeitig gezwirnt wird. Es

ist dies eine mühsame und lange Arbeit, aber bei behaglichem Geschwatze sitzt der Hopi tagelang am Spinnen, bis er genügend Vorrat an Faden hat. Dann beginnt er mit dem Weben. Der Webstuhl ist natürlich sehr einfach, besteht in der Hauptsache aus zwei starken Stangen, welche am Boden und an der Decke mit Riemen befestigt werden und welche den Zettel halten. Der Einschlag wird um einen Stab gewickelt, der als Schiffchen dienen muß und damit werden die oft recht komplizierten Webereien verfertigt.

Immerhin erfordert es ein bis zwei Wochen anhaltender Arbeit, um eine Decke von 1½ m Seitenlänge fertig zu stellen.

Meistens sind es die Gewänder für seine weiblichen Anverwandten, die der Hopi fabriziert. Die Tracht der Frauen ist denkbar einfach, denn sie besteht nur in eben der Decke, die um den Leib gelegt wird. Auf der rechten Seite ist sie offen und wird durch einige Wollfäden zusammengehalten ebenso auf der rechten Schulter. Der Kopf und der linke Arm stecken in der oberen Oeffnung. Um die Hüften wird ein rot und grün gewobener, schmaler Gürtel gewunden. Die kleinen Kinder gehen ganz nackt. Die Männer sollen früher ein dem Weiberkleide ähnliches Gewand getragen haben, doch sind sie leider jetzt überall europäisch gekleidet. Aber sie entledigen sich der Kleider bei jeder Gelegenheit und am wohlsten ist es ihnen nur im Hemde.

Wenn auf die Kleidung also wenig Mühe und Sorgfalt verwendet wird, so spielt die Haartracht eine umso größere Rolle.

Den kleinen Kindern wird der Kopf ganz kahl geschoren, mit Ausnahme dreier Büschel, die man lange wachsen läßt, je eins über den Ohren und eins auf der Stirne. Dies verleiht ihnen ein ziemlich groteskes Aussehen und gibt ihnen Aehnlichkeit mit einem modernen Clown.

Die Sitte soll daher kommen, daß man der Reinlichkeit wegen den Kindern die Haare schneidet, aber nicht vollständig, darum, weil in denselben die Intelligenz sitzt, die man den armen Kleinen doch nicht ganz rauben darf.

Die jungen Mädchen wickeln ihre blauschwarzen Haare zu Rollen an den Schläfen. Dicht am Kopfe werden dieselben eng unterbunden, sodaß sie wie zwei große Schleifen zur Seite stehen. Das sieht recht zierlich und kokett aus. Wenn die Mädchen aber heiraten, gehen sie dieses Schmuckes verlustig und müssen ihr Haar in einfache Zöpfe flechten, welche mit Faden fest umwickelt, über die Schultern herunterhängen.

Die Männer schneiden sich das Haar über den Augen kurz, über die Ohren fällt es bis zu den Achseln und hinten hängt es über den Rücken, wird aber meistens auch zu einem schleifenähnlichen Gebilde im Nacken geformt. An dieser Mode ist der Hopi am leichtesten und zuverlässigsten vom Navajo zu unterscheiden, welcher sein Haar lang trägt und

sich gerne einen farbigen Tuchstreifen um den Kopf windet.

Wenn ein Mädchen heiratet, so sorgt seine männliche Verwandtschaft für die Aussteuer. Sie besteht neben anderm in einem ganz weißen Hochzeitskleide, gleicher Form wie das gewöhnliche. Neben Haushaltungs-Gegenständen wird dieses in eine lange Matte aus Schilfhalmen gerollt und in dieser Weise der ganze Besitz von der Braut ihrem zukünftigen Manne überbracht.

Die Ehen sind Neigungsehen, doch kann ein junger Mann erst heiraten, wenn er über einen gewissen Besitz an Feldern und Vieh verfügt. Auch soll das Freien von der weiblichen Seite ausgehen und der Mann soll sich nicht allzusehr gegen die auf ihn gefallene Wahl sträuben können. So kommt es, daß die Ehen zwar in der Regel recht glücklich sind, daß aber Scheidungen nicht zur Seltenheit gehören und wenn die erste Verehelichung eines Mädchens auch mit einigem Pomp gefeiert wird, geht die folgende in der Stille vor sich. Für die Kinder ist dann immer gesorgt, indem die älteren beim Vater bleiben, die jungen aber der Mutter ins neue Heim folgen. Doch wird wohl manche Ehe durch die gemeinsame Liebe zu den Kindern zusammengehalten, die bei den Hopis besonders stark entwickelt zu sein scheint, denn nicht nur schleppen die Frauen immer ihre Säuglinge mit sich, auch die Männer schämen sich nicht, ihre Sprößlinge den ganzen Tag bei sich zu haben, für ihre

vielen Bedürfnisse zu sorgen, sie in Schlaf zu singen oder stundenlang mit ihnen zu spielen. Hand in Hand damit geht eine große Sorglosigkeit. Da die Krankheiten und der Tod durch böse Geister verursacht werden, läßt man die Kinder ruhig unreifes Obst essen, oder nackt im Schnee herumkrabbeln und wenn eines stirbt, so ist der Schmerz zwar heftig aber kurz, denn eine große Fruchtbarkeit bringt baldigen Ersatz und hebt die bedeutende Kindersterblichkeit auf.

Die Liebe der Eltern wird aber durch die Kinder nur schwach erwidert, ja es ist oft peinlich zu sehen, wie brutal die Eltern behandelt werden. Ueberhaupt ist die Altersversorgung der einzige wunde Punkt an dem sonst sehr probaten sozialen System der Hopi, indem den Alten in keiner Weise geholfen wird, ja nur zu oft dienen sie sogar als Zielscheibe scharfen Spottes.

So traf ich einst einen Greis, welcher am Wege unter einer winzigen Last Brennholz zusammengebrochen war, die er nach seiner Hütte schleppen wollte. Fortwährend gingen junge Hopis an ihm vorbei, aber es fiel keinem ein, ihm zu helfen und mit schlechten Witzen ließ man ihn liegen.

Wie schon bemerkt, bildet Mais, auf verschiedene Art zubereitet, die Hauptnahrung des Hopi. Daneben labt er sich gelegentlich an einem Hühnerbraten und bei festlichen Anlässen, an denen kein Mangel ist, wird eine Ziege oder ein Schaf geschlachtet und was nicht gleich verzehrt wird, an

der Sonne getrocknet und so aufbewahrt. Die Haushaltung liegt ganz den Frauen ob, die auch das Wasser von der Quelle zum Dorfe tragen müssen. So wandern sie denn jeden Morgen mit großen Steinkrügen zur Quelle hinab. Der gefüllte Krug wird in ein Tuch gehüllt, dasselbe geknotet und über die Stirne gelegt. Mit der schweren Last auf dem Rücken wird die hohe Mesa wieder erstiegen.

Die kleinen Maisfelder liegen alle im Tal und erfordern im Sommer unausgesetzte Pflege. Die jungen Schößlinge müssen geschützt werden gegen die Sandstürme, gegen Kaninchen, gegen Vögel und allerlei Schädlinge, so daß der Hopi fortwährend beschäftigt ist und sich dann meistens bei seinem Felde eine Hütte baut, um jeden Moment zur Abwehr bereit zu sein. Diese Sorge um den Mais ist begreiflich, wenn man bedenkt, daß er allein den Hopi erhält, daß ein Fehljahr das ganze Dorf in bitterste Not bringen und mit dem Hungertode bedrohen kann. Darum geht auch des Hopi ganze Hoffnung auf reiche Ernte und sein Kultus bezweckt, die Elemente sich günstig zu stimmen, in erster Linie sich den Regen zum Freunde zu machen, denn Wasser ist das Element, nach dem im Sommer die ganze dürre Sand- und Felsenwüste lechzt. In letzter Zeit führte die Regierung das Anpflanzen von Pfirsichbäumen ein, welche allein in dem trockenen Boden gedeihen können, doch sind bis jetzt keine großen Erfolge zu verzeichnen.

An Wild ist die Gegend sehr arm. Kaninchen sind das einzig eßbare Getier. Diesen stellt der Hopi eifrig nach und verschafft sich manchen Braten. Die Jagd ist eine recht primitive. Entweder versucht er die Tiere mit einem Wurfholz zu erlegen, das Aehnlichkeit hat mit einem Bumerang, oder er rennt ihnen mit einem langen Stocke bewaffnet nach und schlägt sie tot. Dabei verführt er ein lautes Geschrei und ich glaube, daß es kaum einem andern, als dem leichtfüßigen Hopi möglich wäre, die flinken Tiere auf diese Weise zu erbeuten.

Mir machte, als ich zum ersten Male die Jagd sah, das Schauspiel einen peinlichen Eindruck, da ich von der Mesa aus im Tale einen Mann mit fürchterlichem Geschrei kreuz und quer über die Sandhügel hetzen sah. Ich konnte nichts anderes denken, als der Mann sei wahnsinnig, bis ich eines besseren belehrt wurde.

An jenem Abend bekam ich übrigens auch einen Beweis von der Sinnenschärfe der Hopi. Ich war gegangen um nach einer Vermessungspartie Ausschau zu halten, die von Tuba City herkommen sollte. Ein Indianer setzte sich neben mich und sagte plötzlich: „Es kommen Weiße, ein Wagen, zwei Pferde, sieben Mann.“ Ich konnte nichts erkennen. Endlich sah ich als feinen Dunst in der Dämmerung den Rauch ihres Lagerfeuers, aber in solch einer Distanz, daß ich nie die Kolonne hätte entdecken können, geschweige denn die Anzahl der Personen bestimmen.

Abends hatte ich meistens Besuch. Dabei war natürlich der Tabak das Hauptanziehungsmittel; denn die Unterhaltung war mit den meisten Leuten recht spärlich. Ich hatte immer etwas altes Packpapier, welches als Cigarettenpapier recht beliebt ist. Eine Prise Tabak wird etwa fünf Mal mit dem dicken Papier umwickelt und rasch geraucht. Daß der Duft nicht gerade klassisch ist, kann man sich denken. Meine eifrigsten Kunden waren 5 bis 16 jährige Knaben, welche sich als des Rauchens sehr kundig erwiesen und anfangs in hellen Scharen mich besuchten, bis ich nie mehr wie fünf auf einmal eintreten ließ. Fünf andere warteten dann geduldig vor der Türe, bis die erste Partie fertig war und so lösten sie sich ab, bis spät in die Nacht hinein. Dann wickelten sie sich in ihre Decken und verschwanden mit einem kurzen Danke.

Gemütlicher war es schon, wenn mich die Aelteren beehrten; dann mußte ich ihnen erzählen von den Eisenbahnen, den großen Schiffen und den Wolkenkratzern, von den Städten und dem Lande, wo ich lebe. Das interessierte sie gewaltig, aber alles wollten sie doch nicht glauben, Lifts nnd derartiges schien ihnen unmöglich. Natürlich konnten mich die wenigsten verstehen, aber es war immer einer zugegen, der übersetzen konnte. So waren es oft recht behagliche Abende, wenn die dunkeln Gestalten mit ihren scharfen Profilen an den Wänden der Hütte kauerten, vom trüben Lämpchen schwach beleuchtet, die Wolldecken über die Achseln

gelegt und nur die Cigaretten regelmäßig aufglühten, das Holz auf dem Herd knackte und gelegentlich ein Mann leise mit seinem Nachbar murmelte.

Trotzdem fühlte ich mich diesen Leuten so fremd und fühlte die tiefe Kluft, die uns trennte. Ich erkannte, wie schwer es ist, in das Innerste eines Wilden einzudringen, seine Anschauungsweise zu verstehen, mit ihm zu sehen und zu fühlen. Ich spürte, wie viel Verkünsteltes und wie viel Einfaches unsere Gedankengänge durchsetzt da, wo der Naturmensch viel einfacher denkt oder viel verwickelter, wie unverständlich unsere Logik, welche keine Schranken kennen will, dem Wilden ist, der vor jedem Rätsel zurückweicht und es durch das Walten einer geheimnisvollen Macht erklärt oder durch eine Fabel umschreibt. Ich empfand aber auch, wie einseitig in unserer Kultur die Intelligenz sich entwickelt hat, auf Kosten des Gemütslebens, in welchem wir den Naturmenschen so wenig voraus sind, wenn wir ihnen nicht sogar in vielem darin unterlegen sind und ich erkannte die relative Wertlosigkeit unserer geistigen Eroberungen, die uns noch so wenig befreien konnten von der Last der Materie und von quälenden Rätseln des Lebens.

Darin fühlte ich mich wieder jenen Wilden verwandt, die unter demselben Joche seufzen wie wir, es aber vielleicht nicht so drückend empfinden und ich habe mich oft gefragt, beim Anblick der zufriedenen Leute, ob wir unsere ganze Civilisation nicht mit viel zu kostbaren Gütern erkauft haben.

Ein Beispiel, wie einfach sich der Wilde mit den Lebensfragen abfindet, möge die folgende Ceremonie bilden, welche nur bei den Hopis ausgeübt wird und bei welcher sie sich auch von ihrer reizendsten Seite zeigen.

Am Morgen eines vom Priester bestimmten Tages sagt der Ausrufer vom Dache an verschiedenen Punkten des Dorfes das Rennen für den Nachmittag an. Die Männer richten sich mit ihrer Arbeit so ein, daß sie um Mittag alle in ihren Kiwas sind. Sie erwarten dort den Priester, welcher von einer Kiwa zur andern geht und zum Rennen auffordert. Dieser Priester trägt einen hohen Federschmuck auf dem Kopfe, am Rücken eine gemalte Holzscheibe, in welcher gefärbte Federn radial eingesteckt sind. Er ist ganz nackt, bis auf den Lendenschurz und hat sich völlig mit gelber Farbe bemalt. An den Knöcheln und an den Handgelenken trägt er bestickte Manschetten, in der rechten Hand eine Kürbisklapper, das Zeichen seiner Würde.

Langsam klettert er die Leiter herunter in die Kiwa (nebenbei bemerkt, keine sehr würdevolle Art des Auftretens, indem zuerst nur die Fußsohlen und erst langsam mehr sichtbar wird) und begrüßt die Anwesenden mit einigen stereotypen Redensarten. Sein Gruß wird erwidert, worauf er den Beginn des Rennens ansagt und auf die gleiche Art wieder verschwindet.

Nun entkleiden sich die Männer eifrig, nur das Hemd wird anbehalten, dann bemalen sie sich mit

Farbe in allerlei Figuren. Jede Kiwa hat ihr besonderes Zeichen, weiße Ringe, rote Wellenlinien und derartiges. Wenn alle fertig sind, begeben sie sich an den Fuß der Mesa. Der schnellste Läufer der Kiwa trägt einen faustgroßen runden Stein, welcher mit dem Kiwazeichen bemalt ist.

Aus allen Gassen des Dorfes kommen die Gruppen, fröhlich sich begrüßend zum friedlichen Wettstreit. Es ist wohl einer der entzückendsten Anblicke, wenn die prächtigen, halbnackten Gestalten über die gelben Felsen steigen, unter dem strahlend blauen Himmel. Helle Jauchzer rufen ins Tal und werden beantwortet und in kindlichem Eifer üben sich die Renner im Sande.

Am Fuß der Felsen sammeln sie sich, werfen die letzten Hüllen weg und erwarten, auf den warmen Steinen kauernd, den Priester. Wieder bietet sich ein eindrucksvolles Bild, wie sich die weichen Gestalten an die Felsen schmiegen, welche einen feinabgestimmten Grund abgeben für das volle Braun der Haut, das tiefschwarze Haar, in dem als einziger Farbenklecks ein rotes Band leuchtet. Und darüber wieder jener tiefe Himmel, von dem die Sonne ungehindert herniederstrahlt und scharfe Schlagschatten wirft und die Körper der Indianer wunderbar kräftig modelliert.

Es müßte einem Künstler dieser Anblick von unschätzbarem Werte sein, denn es bietet sich dem Auge eine Fülle klassisch gebauter Gestalten, wie man sie wohl kaum je in solcher Zahl beisammen

sehen kann. Es sind keine aufgeschwemmten Biertrinker, keine einseitig entwickelten Athleten und keine übertrainierten Sportsleute, es sind ebenmäßig gebaute und harmonisch entwickelte Figuren, die man vielleicht mit den Idealfiguren der griechischen Kunst vergleichen kann, umsomehr, als auch in ihren Bewegungen eine Grazie wohnt, die wohl nur derjenige besitzen kann, der an das Nacktsein im Freien gewöhnt ist.

Wenn alle versammelt sind, tritt der Priester in die Mitte der Linie, spricht ein Gebet und gibt das Zeichen zum Start. Mit lautem Rufen stürzen sich die Männer voran und in langen, elastischen Sprüngen eilen sie unglaublich schnell über den weichen Sandboden, so leicht, daß man sie kaum im Sande einsinken sieht, daß sie kaum eine Spur zurücklassen; so schnell, daß in wenigen Minuten der Menschenknäuel in der Weite verschwunden ist. Die Regeln sind die, daß jede Kiwa ihren Ball durch Fußtritte, ähnlich wie beim Fußballspiel, vorwärts treiben muß und diejenige Kiwa, deren Ball zuerst die Mesa wieder erreicht, Sieger ist. Der Weg führt vom südlichen Fuß der Mesa nach dem Ostrande des Dorfes.

Bei jedem Rennen wird der Weg weiter in die Ebene hinausgeführt, bis er eine bestimmte Länge erreicht hat, dann beginnt man wieder mit der kürzesten Route. Der längste Weg soll etwa 10 Meilen messen und wird in erstaunlich kurzer Zeit zurückgelegt, denn das Tempo ist von Anfang an ein sehr rasches.

Ich eilte gleich nach dem Starte auf die Mesa zurück und wenn ich die Renner eben noch weit im Tal gesehen hatte, sah ich sie kurz nachher am Ostfuße der Felsen und bald keuchten sie den Hügel herauf. Alt und Jung folgte noch den Bällen, doch hatte sich die anfangs gedrängte Schar in eine lange Linie aufgelöst; einige schleppten sich mit letzter Kraft nach Hause.

Oben angelangt, begeben sich die Männer in ihre Kiwas und nach wenigen Minuten würde niemand mehr etwas von der Ceremonie merken können, wenn nicht die ganze Gesellschaft für den Rest des Tages an starkem Hustenreiz litte. Aber bald nehmen die Männer ihre Weberei wieder zur Hand und arbeiten weiter.

Derartige Rennen finden im Frühling ungefähr alle 10 Tage statt. Sie haben den Zweck, den Wuchs der Saat zu beschleunigen, denn je schneller der Hopi läuft, desto schneller, wächst sie, und je länger er läuft, desto länger werden die Halme. Es ist natürlich, daß deshalb ein jeder sich bis zum äußersten anstrengt, um sich eine reiche Ernte zu sichern. Von einem Greise ließ ich mir erzählen, daß schon die ersten Menschen das getan hätten und daß sie dann auch immer genug zu essen gehabt hätten, daß es darum nicht geraten sei, diese Ceremonie zu unterlassen, denn man könne nicht wissen, was sich dann ereignen würde. Vielleicht sei es unnötig, aber niemand wisse, wie das Gras wachse, sogar nicht einmal der Weiße und

da sei es schon besser man bleibe beim bewährten Alten, sicher sei sicher.

Dies ist zweifellos eine Ueberlegung, deren Logik man nicht anfechten kann und sie illustriert trefflich die Weise, wie der Wilde sich zu den Rätseln des Lebens stellt.

Für ihre Leichtfüßigkeit sind die Hopi übrigens weit berühmt und die Rennen bilden ein gutes Training für die Art, wie sie ihre Reisen ausführen. Es grenzt ans Unbegreifliche, in welch kurzer Zeit diese Leute die weitesten Strecken zurücklegen, wobei sie mit Leichtigkeit den Navajo auf seinem Pferde überholen. Strecken von 60—70 km werden in 4—5 Stunden bequem zurückgelegt, man hat mir von glaubwürdiger Seite aus erzählt, daß alle Jahre einmal ein Hopi in einem Tage von Oraibi auf die Spitze der St. Francisco Peaks läuft, um dort zu opfern, eine Distanz von mindestens 70 Meilen (112 km), wobei eine Höhe von 2300 m zu ersteigen ist. Der Gang ist ein regelmäßiges Rennen, der Mann entledigt sich allerdings alles überflüssigen Ballastes und nur etwas Proviant bindet er sich um die Hüften.

Ich selbst konnte ein Beispiel von der Schnelligkeit der Hopi erhalten, als ich einst nach einem Nachbardorfe ritt. Die Distanz betrug etwa 30 Meilen und ich ritt ziemlich scharf, als plötzlich zwei Männer an mir vorbei eilten und mich bald zurückließen. Ich versuchte, im Galopp mit ihnen Schritt zu halten, mußte aber den Versuch auf-

geben, da mein Pferd das Tempo nicht einzuhalten vermochte. Nach einer Stunde ungefähr sah ich die zwei Leute, immer noch mit gleicher Schnelligkeit, die Mesa ersteigen, ich selbst kam wohl gut 2 Stunden später am Ziele an.

Bei ihren Kämpfen mit den Navajos kam den Hopi diese Fähigkeit sehr zu statten, indem sie ihre Feinde in die Felsen lockten, wo ihnen die Pferde nichts mehr nützten, sie selbst aber den langsamen Navajos überlegen waren.

Die einzige größere Tour, welche ich von Oraibi aus unternahm, war ein Ritt nach Keams Cañon, dem Sitze des Superintendenten über die gesamte Hopireservation. Am frühen Morgen ritt ich weg, als die Sonne sich mühsam durch den Dunst kämpfte und die wilde Landschaft mit rotem Scheine bestrahlte. Eindringlicher als je brachte sie mir den Tag vor die Seele, da nach der Sündflut sich die Wasser verlaufen hatten. Oben auf dem Plateau war die Arche abgesetzt worden und langsam zogen sich die Wasser zurück, verwüstete Täler entblößend, trostlos, kahl und steinig und der schwere Dunst des gewaltigen Regens legte sich dick vor die Sonne. Totenstille brütete über dem verwüsteten Gefilde. Aber auch damals siegte die Sonne über das Wasser, wie sie an jenem Morgen bald die Gegend in ihrer gewohnten Farbenpracht glänzen ließ und ein anregender Wind huschte durch das Tal.

Wie ich, schien auch das Pferd von Wanderlust ergriffen, denn in kurzer Zeit hatten wir die zweite

Mesa erstiegen, glatte Granitplatten, zwischen welchen ein ausgedehnter Wald kurzer Nadelhölzer aufsproßte. Bald kletterten wir ins jenseitige Tal hinab.

Weit in der Ferne ragte ein steiler Felsenkamm empor, die erste Mesa. Ein zweistündiger Ritt durch Sand und magere Steppe brachte mich an ihren Fuß, ein Geißpfad führte mich zur Höhe.

Es war eine lange, oft kaum 20 m breite Kante, auf der drei kleine Dörfer sich hielten. Wie Raubritternester klebten sie an den Felsen, ihre Mauern ruhten auf der äußersten Kante der Felsen und schienen mit dem Berge in eins verschmolzen. Die Breite des Bergrückens reichte kaum zu zwei Hausreihen, oft führte die Gasse unter den Wohnungen durch, von denen sich eine über die andere legte, so daß ein kompliziertes System kleiner Treppen, Pfade, Terrassen, von Ecken, Erkern und Ueberbauungen entstanden war, welches an malerischer Wirkung die prosaischeren Straßen Oraibis weit übertraf. Jede Handbreit Boden war ausgenützt, kaum daß man der Kiwa den nötigen Raum gegönnt hatte.

Leider hatte ich nicht Zeit, die drei interessanten Dörfer länger zu besichtigen, ich mußte wieder nach dem Tale hinunter steigen, an den senkrechten Felsen entlang und hier hat mein Pferd sicherlich sein Meisterstück im Klettern geleistet. Im Tale traf ich auf die Vermessungspartie, welche von Tuba City herübergekommen war. Ich kannte die Herren von früher und ich glaube, beide Teile freuten

sich, wieder einmal Gesellschaft zu treffen; für mich fiel erst noch ein schmackhaftes Mittagessen ab. Von dort unten bewunderte ich die Kühnheit der Dorfanlagen auf dem Berge und das Mimikri, mit dem sich die Häuser den Felsen in Farbe und Form so anschmiegten, daß ein Unwissender nie die Wohnstätten oben hätte entdecken können. Auch hierdurch hatten die Hopi sich vor den Raubzügen der Nomadenstämme zu sichern gesucht. Inzwischen hatte sich der angenehme Morgenwind zu einem Sturme verstärkt. In heftigen Stößen fuhr er von Süden über die Sandflächen, wirbelte den feinen Staub hoch auf, daß die Sonne sich verdunkelte und die Gegend in trübem Dämmerlichte lag. Prasselnd schlugen die Sandkörner an die Hütte, in welcher wir noch bei einer Pfeife saßen und in mächtigen Schwaden wurden die Dünen abgetragen, um weiter nordwärts wieder aufgeweht zu werden. An einigen Stellen war die Erde wie reingefegt, dafür an anderen Stellen bedeckt, wie nach starkem Schneefall, so daß nur die Kronen der niedern Büsche und Pfirsichbäumchen aus dem Boden schauten. Es war mir aber wichtig, heute noch die Keams Cañon zu erreichen, auch hoffte ich, im nächsten Tale aus dem Sandtreiben herauszukommen und ritt ab. Nur zu bald hatte ich aber Richtung und Weg verloren, traf indessen glücklicherweise einen Indianer, der mich zurechtwies. Ich glaubte wenigstens so und folgte dem Tale, das er mir gezeigt hatte.

Aber nach vierstündigem Ritte konnte ich von Keams Cañon nichts erblicken und hätte doch schon lange dort sein sollen, denn es war nur 20 Meilen von der ersten Mesa entfernt und ich hatte mindestens schon 30 zurückgelegt.

Ich war in ein Seitencañon gekommen, wo auch richtig der Sandsturm sich gelegt hatte und folgte einer Wagenspur. Aber ich war meiner Sache nicht mehr sicher. Nirgends zeigte sich das geringste Zeichen von Civilisation, nichts als steile Felswände zu beiden Seiten, zwischen denen ein sandiges Tal sich durchwand, in dessen spärlichen Grasbüschen unzählige Wüstenhasen hin- und herschossen; Rudel von 10 Coyoten schlichen in der Ferne. Ich kam endlich zur peinlichen Einsicht, daß ich mich verirrt hätte und nachdem ich noch einige Male hin und her geritten war, überlegte ich, was zu tun. Es erfordert eine gewisse Seelengröße, sich seine Niederlage einzugestehen; denn man kann die stille Hoffnung nicht leicht fahren lassen, daß man am Ende doch auf der richtigen Fährte sei. Aber die Situation war zu kritisch, ein weiteres Suchen hätte mich vielleicht so in die Irre geführt, daß ich den Rückweg nicht mehr gefunden hätte, zudem war ich nicht mit Futter fürs Pferd und nicht mit Wasser versehen und dies alles überzeugte mich, daß es das Beste sei, auf meinen Spuren zurück zu reiten. Nach einigen Stunden betrat ich wieder das Haupttal, in dem noch immer der Sandsturm tobte und zwar traf er mich dieses Mal von vorn und blies mir

die spitzen Sandkörner in Gesicht und Augen. Es war darum kein angenehmes Reiten, ich war froh, als ich am Abend bei den Geometern wieder anklopfen und um Unterkunft bitten konnte. Sie waren nett genug, sich über mein Mißgeschick nicht zu freuen, ich aber schämte mich ganz tüchtig.

Doch war mir dadurch Gelegenheit gegeben, einen äußerst gemütlichen Abend mit den Herren zu verbringen, der sich bis nach Mitternacht ausdehnte. Dann machten sie mir ein bequemes Bett mit ihren Mänteln und anderm zurecht.

Am nächsten Morgen war es klar und windstill. Es wurde mir leicht, den richtigen Weg zu finden, gegen Mittag war ich in Keams Cañon, einer großartigen Anlage, bestehend aus mehreren umfangreichen Gebäuden. Der Superintendent gab mir anstandslos einen neuen Paß und am Abend war ich wieder bei meinen Freunden an der ersten Mesa, deren Gastfreundschaft ich abermals in Anspruch nahm, um am folgenden Tage nach Oraibi zurückzukehren. Ich eilte, möglichst frühe das Dorf zu erreichen, denn schon seit einiger Zeit waren Vorbereitungen zu einem größeren religiösen Feste im Gange. Der große Tanz konnte jederzeit stattfinden und den wollte ich um keinen Preis versäumen.

Der Sprache nicht mächtig und mit den leitenden Persönlichkeiten nicht enger befreundet, war es mir nicht möglich gewesen, tiefer in den Sinn und Zweck der Ceremonie einzudringen, da der Hopi eifersüchtig das Geheimnis der religiösen Handlungen

bewahrt und ihre Bedeutung nicht gerne preisgibt. Nicht einmal ihren eigenen Leuten teilen die Priester genaueres mit, wohl weil ihnen selbst der Sinn von vielem unklar ist und auch weil sie dadurch den Respekt vor den Sakramenten lebendiger zu erhalten hoffen. Um so weniger wollen sie sich von Fremden hinter die Coulissen sehen lassen und darum hatte ich mich damit zu begnügen, das zu beobachten, was in der Oeffentlichkeit vorging, und zu versuchen, möglichst viel Erklärung durch die Indiskretion und Unvorsichtigkeit der Leute zu erlangen. Diese Mitteilungen waren aber meist von höchst zweifelhaftem Werte, oft einfach erfunden um mich zu befriedigen, oft auch von der Unwissenheit des Betreffenden selbst zeugend.

Das erste Zeichen des nahenden Festes war, daß in der Kiwa eine große Zahl von Töpfen aufgestellt wurde. Sie waren mit Erde gefüllt, in der Bohnen gepflanzt wurden. Zwei Männer hatten die Aufgabe, für die Pflanzung zu sorgen, sie zu bewässern und ein andauerndes Feuer im Herde zu unterhalten. Dazu mußten sie für die Dauer der Vorbereitungszeit ihre Wohnung in der Kiwa nehmen und durften dieselbe nur für kurze Zeit am Tage verlassen.

Das Wachstum der Bohnen sollte als Orakel für den Ausfall des Tanzes und des Maiswuchses dienen. Je schneller und kräftiger die Bohnen ausschlugen, desto erfolgreicher sollte der Tanz und darum auch die Ernte reicher sein.

Diesesmal schossen die Bohnen denn auch mächtig schnell in die Stengel, sodaß in der Kiwa allgemeine Freude herrschte und man sich mit außergewöhnlicher Begeisterung aufs Fest rüstete.

Dessen Kosten wurden von nur zwei Priesterschaften bestritten, die übrigen blieben Zuschauer und markierten das Fest bloß durch Schlachten eines Schafes u. dergl. In den betr. zwei Kiwas wurde seit Wochen eifrig geübt. Man hatte einen uralten Gesang gewählt, welcher nur noch einem alten Manne bekannt gewesen war. Der Text entstammte einer ausgestorbenen Sprache, welche die jetzige Generation nicht mehr verstand. Jeden Abend versammelten sich darum die Tänzer und nachdem eifrig vom einheimischen Tabak geraucht worden war, ließen sie sich vom Alten die Worte vorsagen, um sie dann zum Tanze zu singen. Unermüdlich wiederholten sie die Gesänge, bis ein jeder sie kannte, die Proben dauerten von 8 Uhr abends bis nach Mitternacht.

Es ist charakteristisch, daß die Ceremonien in erster Linie für die Kinder berechnet sind, insofern, als man sie im Glauben erhalten will, die maskierten Tänzer seien wirkliche Geister. Natürlich glauben hieran nur die ganz kleinen Kinder und schon 14-jährige sind über die Sache völlig aufgeklärt, ja, sie stellen selbst schon Gespenster (Katcinas) dar und viele der Erwachsenen sehen die ganze Unternehmung mit recht skeptischen Augen an und betrachten sie wohl mehr als eine festliche Ver-

anstaltung, mit der die Jungen sich unterhalten, oder gar als einen Fastnachtsjux. Trotzdem wagen sie es nicht am alten Brauche zu rütteln, denn „man kann doch nicht wissen“.

Um nun den Kindern die Anwesenheit der Katcinas im Dorfe recht eindrücklich vorzuführen, wird an den letzten Abenden vor dem Tanze ein Umzug durch die Dorfgassen ausgeführt. Alle Katcinatänzer maskieren sich und ziehen in der Dunkelheit durch den Ort. Jeder ahmt den Schrei eines Tieres nach und macht Lärm mit dem, was ihm in die Finger kommt. Man hört miauen, knurren, brüllen, schneuzen, bellen, blöcken, kurzum, man glaubt, die ganze Arche Noah ziehe vorüber. Bewundernd und selbst halb ängstlich laufen die Unbeteiligten dem tollen Zuge nach, der bald ebenso geheimnisvoll als er aufgetaucht ist, in einer Kiwa verschwindet und dann liegt das Dorf wieder so leblos und dunkel im Mondschein da wie zuvor, wie eine verwunschene Stadt, nur einige wirkliche Hunde kläffen noch planlos ins Weite.

Im Hause aber hörten die Kleinen den unheimlichen Lärm vorbeiziehen, und wenn sie sich erschrocken an die Eltern drängen, erzählen ihnen diese von den bösen Gespenstern, von den ungestalten Geistern in den Felsklüften, vom Wolfe, der reden kann, vom Berglöwen, mit den großen, roten Augen, von der heiligen Schlange, welche den Regen macht und die alle jetzt im Dorfe wohnen und durch die Gassen ziehen, den zu verzaubern, welcher nicht

an ihre Macht glaubt. Und die Kinder kriechen schaudernd unter ihre Decken und die Eltern selbst sind froh, wenn sie das Haus nicht zu verlassen brauchen, denn „man kann ja nicht wissen".

Endlich war alles vorbereitet und der Priester konnte die Erlaubnis zum Beginn des Festes geben. Am nächsten Tage wurden die Bohnen geschnitten. Jeder nahm ein Bündel der grünen Halme mit sich und während sie mit Wasser im Tontopf kochten, bereitete man in jeder Familie allerlei Süßigkeiten und Geschenke für den Nachmittag. Eine dieser Leckereien bestand in einem zähen, schwarzen Teige aus Maismehl, der, sorgfältig in Maisblätter gewickelt, vielfach verschenkt wird. Auch mir füllten die guten Leute die Taschen damit, aber trotzdem ich mittlerweile mich an vieles gewöhnt hatte, konnte ich mich diesmal nicht zum Kosten entschließen und machte bald die erfreuliche Entdeckung, daß statt meiner die Hunde die kautschukartige Masse gierig verzehrten. Dafür hielt ich brav mit beim Essen der Bohnensuppe. Sie schmeckt nicht gut, denn es fehlt ihr jede Würze, da sie nur aus Wasser und den Schößlingen besteht. Jedermann im Dorfe erhält sein Teil, die Männer schütten ihre Portion in der Kiwa in einen gemeinsamen Topf und fischen mit den Fingern das Gemüse aus der Brühe, welche anfangs weißlich, bei Beendigung des Mahles aber dunkel aussieht.

Nach Erfüllung dieser Pflicht, denn das scheint es auch für die Indianer zu sein, ertönt auf der äußersten Spitze eines Ausläufers der Mesa ein

Schrei. Man kann eine Gestalt erkennen, die suchend über die Felsen klettert, wobei sie sich langsam dem Dorfe nähert. Bei ihrer Wanderung stöbert sie in Klüften und Spalten andere Katcinas auf, welche sich anschließen, bis der Zug, etwa 25 Mann stark, das Dorf betritt. Sie sind kostümiert und maskiert in der mannigfaltigsten Art, doch tragen alle die üblichen Tanzschürzen und Gürtel. Jeder Mann stellt einen bestimmten Geist dar, als welcher er an seiner Maske zu erkennen ist. Dazu bedient er sich aller möglichen Mittel, um sich fürchterlich zu machen. Die ganze Schar tobt mit dem schon erwähnten Geschrei durch das Dorf, in wilden Sprüngen einige, andere in merkwürdig hopsendem Gange, einige feierlich würdig, andere, indem sie mit den Zuschauern allerhand Schabernak treiben, je nach dem Charakter des Katcina, welchen sie darstellen.

Kreischend fliehen die Kinder, oder sie sehen angstvoll hinter den Röcken ihrer Mütter hervor, welche in lauten Rufen ihre Bewunderung für den und jenen Tänzer zeigen, wobei sie aber recht wenig Unterstützung bei ihren Männern finden, welche sich, nachdem sie den Umzug einmal angesehen haben, bald in die Kiwas zurückziehen. Das Treiben dauert aber ununterbrochen bis zum Einbruche der Nacht, doch bringt das Publikum den Tänzern zuletzt kaum mehr Interesse entgegen.

Etwa eine Stunde nach Sonnenuntergang versammelten sich die Weiber in den Kiwas, um dem Schauspiele beizuwohnen, an dessen Vorbereitung so

lange gearbeitet worden war und von dessen Pracht die wildesten Gerüchte unter der Bevölkerung cirkulierten.

Nachdem man, wie das ja auch anderorts üblich, in großer Enge sehr lange gewartet hatte, wurden endlich alle Lichter in der Kiwa gelöscht. Gleichzeitig warf jemand von oben eine Handvoll Maiskörner herab, wie man mir sagte, um die Aufmerksamkeit der Leute von der Türöffnung abzulenken. Durch diese stiegen ca. 20 Mann in den Raum, man ahnte eifrige Vorbereitung und wurde auch nicht enttäuscht, denn beim Aufdecken der Lampen zeigte sich ein sehr hübsches Bild, das allerdings stark an ein modernes Theater erinnerte.

Im Hintergrunde der Kiwa war ein großer bemalter Vorhang gespannt. Die Figuren auf demselben stellten Katcinas dar. Auf der obern Kante des Schirmes wurde mit Schnüren ein Wasservogel hin und her gezogen, der in Aussehen und Bewegungen täuschend dem lebenden Tiere glich. Auf dem Boden, vor dem Vorhang, waren junge Maisschößlinge, in Tonfüße gesteckt, aufgestellt und zauberten so eine grüne saftige Wiese vor das Auge. Zu beiden Seiten dieser Szene reihten sich die prächtig maskierten Tänzer an, bald begannen sie den Tanz, welcher dem schon geschilderten ähnlich war, nur wechselten die Männer ihre Plätze nicht.

Bald nach den ersten Takten streckten drei riesige Wasserschlangen ihre Köpfe durch den Vorhang und während der Tanz wilder und heftiger wurde, dehnten sich die Schlangenleiber länger und

länger, bald fuhren sie zischend hin und her, daß ihre roten Kämme im Licht aufblitzten und ihre Rachen sich drohend öffneten. Gierig zuckten sie durch die Luft, nach Beute suchend und immer drohender näherten sie sich der Menge, als wollten sie aus ihren Löchern herausschnellen. Der Zuschauer bemächtigte sich eine ängstliche Unruhe. Da, im letzten Momente bot den Untieren der Oberpriester eine Schale mit heiligem Mehle, hungrig stürzten sich die scheußlichen Würmer auf die Nahrung, um sich bald gesättigt wieder zurückzuziehen.

Dann verstummte der Gesang, der Tanz brach ab, das Licht verlöschte und ebenso schnell als sie gekommen, verschwanden die Tänzer wieder. Diese Vorstellung wurde in jeder Kiwa gegeben, so daß das Fest bis spät in die Nacht dauerte.

Am folgenden Tage fand noch ein Tanz statt, der auf einem Platze im Freien seinen Verlauf nahm. Alle Tänzer hatten sich besonders prächtig geschmückt, die hohen Federn der Masken gaben ihnen ein imposantes Aussehen und eine strahlende Sonne ließ das farbige Bild noch glänzender erscheinen. Von morgens 11 Uhr bis abends um 6 tanzten die Männer, drei mal pro Stunde, jedes mal nach Osten, Süden und Westen gewendet, worauf sie sich zu kurzer Rast vor das Dorf begaben. Ueberall, auf den Zinnen der Häuser saßen und standen die Zuschauer dichtgedrängt und boten in ihren vielfarbigen Decken uud in der hellen Sonne ein reizendes Bild.

Gegen Abend jedoch erlahmte das Interesse und um die Zuschauer am Ort zu behalten, traten drei Clowns auf. Es waren alte Männer, völlig nackt, von oben bis unten gelb bemalt, die erst durch allerlei Witze die Menge erheiterten. Allmählich artete die Sache aus, um mit einer Keilerei, bei welcher die drei Adams mit Wasser begossen wurden, ihren Höhepunkt zu erreichen. Es wehte ein recht kalter Wind und die armen Teufel froren jämmerlich und sahen grünlich aus. Trotzdem sie vor Kälte schnatterten, verloren sie den Humor nicht und opferten sich weiter dem allgemeinen Vergnügen auf. Die Sache schloß damit, daß jeder eine Geschichte erzählen mußte, welche, nach den pantomimischen Darstellungen zu schließen, sich nicht um das zarteste Thema drehte. Aber ein jubelnder Beifall und reiche Geschenke an Maiskolben, Aepfeln ꝛc. lohnten die Männer für ihre Strapazen, nachher zerstreute sich alles in die Häuser und das große Fest hatte sein Ende gefunden.

Am folgenden Tage fand noch ein Rennen statt, darauf setzte wieder das Alltagsleben ein. Für mich hatte die Abschiedsstunde geschlagen.

Meine kleinen Habseligkeiten waren bald gepackt, das Pferd hatte ich möglichst stark gefüttert und so war ich zum Abreiten fertig.

Erst sagte ich den Weißen der Station Adieu, ich bedauerte sehr, von den freundlichen Leuten wohl für immer Abschied nehmen zu müssen und glaubte bei ihnen einen kleinen Neid bemerken zu

können, als sie mich wieder in die Civilisation zurückkehren sahen, von welcher sie schon so lange abgeschnitten waren.

Meinen näheren Freunden oben im Dorf ging die Trennung nicht sehr nahe, man bedauerte zwar sehr, aber irgend ein Zeichen einer feineren Regung konnte ich nicht entdecken außer bei einem, welcher mir ein kleines Körbchen zum Geschenk machte. Am letzten Abend besuchten mich noch Ato und seine Frau, wir plauderten bis spät in die Nacht, vor Sonnenaufgang ritt ich weg, denn ich hatte einen langen Weg vor mir. Weit weg im leichten Dunste lagen die St. Francisco Peaks und dienten mir als riesige Wegweiser, vorerst jedoch hatte ich mich direkt nach Süden zu halten.

Zum letzten Male trabte ich durch den Wüstensand, wo spärliche Halme sich im Winde wiegten, die Mesa wurde niederer, bald verschwanden die Häuser auf ihrem Rücken, zuletzt sank sie am Horizonte herab und verschmolz mit der Ebene; dafür tauchten rechts und links neue Felsen auf, wuchsen und verschwanden wieder, wie ich in regelmäßigem Tempo vorbei ritt.

In der Ferne sah ich einige Navajo-Hütten, ein Tümpel bot dem Pferde eine Erfrischung, dann eilte ich weiter.

Beim Durchqueren eines kleinen Cañons kam ich an einer Hütte vorbei. Ein riesiger Indianer kam auf mich zu, in der Rechten ein blutiges Messer schwingend. Es sah recht fürchterlich aus und ich

war nahe daran zurück zu galoppieren, erkannte jedoch noch rechtzeitig die friedliche Gesinnung des Mannes, welcher sich bloß nach meiner Herkunft, nach Ziel und Vorhaben erkundigen wollte und gerade mit dem Schlachten eines Schafes beschäftigt war

Außer einer großen Schafherde traf ich dann nichts mehr bis zum Abend. Als die Sonne sich senkte, stand ich am Rande einer hohen Mesa, unter mir das breite Tal des kleinen Colorado-Flusses, den ich vor 5 Wochen weiter unten durchritten hatte. In der Ferne konnte ich an einigen Cottonwoodbäumen die Ufer des Stromes erkennen. Ich ritt möglichst rasch, um noch bei Tageslicht die Furt zu finden, doch war es schon recht dunkel, als ich den Fluß erreichte. Am andern Ufer sah ich die Dächer einer Missionsstation.

Der kleine Colorado ist wegen seines Triebsandes berüchtigt. Es ist dies ein zäher, schlammartiger Sand, welcher an den Ufern abgelagert wird und an der Oberfläche eine dünne Decke bildet, die auf dem weichen Schlamme liegt. Die Decke trägt meistens so lange, bis man recht weit vom festen Boden entfernt ist, um dann plötzlich zu reißen, so daß man in die Tiefe sinkt, aus welcher es kaum ein Entrinnen mehr gibt.

Ich hatte noch nicht intimere Bekanntschaft mit dieser tückischen Masse gemacht, trotzdem sich der Landeskundige davor fürchtet wie vor wenigem und trotzdem man mich gerade vor den Ufern des kleinen Colorado gewarnt hatte.

Ich war darum noch verwegen und als ich die Fußspuren eines Mannes im Sande sah, glaubte ich denselben auch folgen zu können.

Die Sandbank war etwa 100 Meter breit, 50 Meter mochte ich wohl zurückgelegt haben, als plötzlich mit einem lauten Knalle die Decke riß und mein Pferd augenblicklich bis zum Leib versank, die Nase tief in den Schlamm bohrend. Ich sprang sofort ab und mit Peitsche und Zurufen feuerte ich das Pferd an, das auch keinen Augenblick mit seinen Anstrengungen inne hielt und nach einiger Zeit wieder festen Boden gewann. Heftig zitternd standen wir auf einer Erhöhung, zwischen dem Flusse und dem weichen Triebsand. Doch auch hier konnten wir nicht ruhig bleiben, denn unter unsern Füßen senkte sich der Boden derartig, daß ich nicht stehen zu bleiben wagte. Zurück getraute ich mich vorderhand auch nicht, so daß ich mich darauf gefaßt machen mußte, die Nacht in dieser Situation zu verbringen. Zum Trost steckte ich mir eine Pfeife an.

Inzwischen hatten sich am andern Ufer die Fenster der Häuser erhellt und schienen mit ihrem roten Lichte recht heimelig herüber. Ich rief und endlich kamen Leute, welchen ich mein Leid klagte. Die Furt sei weiter oben, sagte man mir, ich solle es dort versuchen. Es könne hier niemand herüber um mir zu helfen, ich solle selbst zusehen.

Einmal hatte ich ja doch umzukehren, also konnte ich es ebenso gut gerade jetzt tun und so wagte ich den Weg zurück und zu meiner recht angenehmen

Ueberraschung kam ich auch ohne Fährnis wieder am festen Boden an. Es war ein schönes Gefühl, als ich merkte, daß der Boden unter meinem Tritt nicht mehr nachgab.

Es sollen an dieser Stelle jährlich etwa 50 Pferde und 200 Schafe verloren gehen. Gerade eine Woche vorher waren einem Indianer 4 Pferde und ein Wagen versunken, ich hatte also allen Grund, froh zu sein.

Die Furt fand ich bald und wurde auch von dem Missionar in freundlichster Weise empfangen und bewirtet.

Am folgenden Tage war mein Pferd ziemlich steif; beschwerlich ging es den St. Francisco Peaks entgegen. Ich bedauerte, mir nicht mehr Zeit gönnen zu dürfen, denn ich durchquerte eine äußerst interessante Gegend, die von jungen Vulkaneruptionen zeugte. Ich wand mich zwischen 10—20 riesigen, wohl 300 Meter hohen ameisenhaufenartigen Lavahügeln durch, auf deren schwarzen Hängen nicht ein grüner Fleck sich zeigte, und der Boden, über den ich ritt, bestand aus schwarzen, scharfen Schlacken, deren feiner Staub in den Augen brannte und die Kehle trocknete.

Eine lähmende Dürre lag über der unwirtlichen Gegend und der erfrischende Blick in die Weite wurde durch die Hügel verdeckt.

Doch je mehr ich mich den Peaks näherte, desto kühler und feuchter wurde es, bald betrat ich Wiesen, dann hohen Wald und am Abend bog ich bei der Sägemühle in den Pfad ein, auf dem ich vor fünf Wochen im Schneesturm ausgeritten war.

Auch mein Gaul fand sich wieder zurecht, denn wenn er zuletzt kaum mehr sich hatte schleppen können, legte er plötzlich mächtig los und in scharfem Trabe bewältigte er die 10 Meilen, welche mich vom Ziel noch trennten. Zischend entleerten sich die Kessel der Dampfsäge, eine helle Glocke rief die Arbeiter zum Essen, ein kleine Lokomotive fuhr in ihren Schuppen, dichte Wolken von Rauch und Nebel lagen auf den Wiesen und in kurzem stand ich auf der Anhöhe, von der aus ich Flagstaff vor mir liegen sah. So war ich denn vom bösen Heidenlande wieder in die Civilisation zurückgekehrt, von deren Erfindungen mich am ersten die der Reinlichkeit dienenden lockten, während mein Pferd sich wohl mehr für den Stall und den Hafer interessierte.

Als ich vor dem Stall abstieg, waren Mann und Roß müde, hatten wir doch in zwei Tagen 165 km zurückgelegt.

Die Sonne war hinter den Bergen versunken, aber noch lange strahlte goldener Schein in den Himmel, vor dem sich die zackigen Umrisse eines Tannenwaldes schwarz abhoben.



